Raphael.

Aufzeichnungen eines Zwanzigjährigen.

Von

A. de Lamartine.

Zweiter Theil.

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags=Comptoirs.

1849.

Raphael.

Zweiter Theil.

I.

Am nächsten Tage reis'te Julie nach Lyon ab. Am Abende vorher besuchte uns Louis *** im Gasthofe. Ich veranlaßte ihn, mit mir zu kommen, um einige Wochen im Hause meines Vaters, welches auf der Straße zwischen Lyon und Paris liegt, zuzubringen. Wir gingen zusammen aus und suchten bei den Sattlern von Chambery eine kleine Calesche, in der wir mit Extrapost dem Wagen meiner Freundin bis zu der Stadt, wo wir uns trennen mußten, folgen wollten. Wir fanden, was wir suchten.

Vor Tagesanbruch waren wir schon auf dem Wege und rollten schweigend durch die gewundenen Schluchten Savoyens hin, welche sich bei der Brücke von Beauvoisin auf die einförmigen Steinebenen der Dauphiné öffnen. Wir stiegen bei jedem Pferdewechsel aus dem Wagen, um uns an der Thür des erstern, nach der Gesundheit der armen Kranken zu erkundigen.

Ach, jede Umdrehung der Räder, welche sie von der Quelle des Lebens, die sie in Savoyen gefunden, entfernte, schien ihr die Farbe der Gesundheit zu rauben und ihren Augen und Zügen die Mattigkeit und Fieberhaftigkeit zu verleihen, welche mir das erste Mal, als ich sie sah, als die Schönheit des Todes aufgefallen war. Das Nahen des Augenblickes, wo wir sie verlassen mußten, schnürte ihr sichtlich das Herz zu. Zwischen Tours du Pin und Lyon kamen wir, um sie ein wenig zu zerstreuen, in ihren Wagen. Ich bat sie, meinem Freunde die Romanze von dem schottischen Matrosen vorzusingen. Sie that es, um mir zu gehorchen. Beim zweiten Verse, worin die Trennung der beiden Liebenden erzählt wird, wurde sie aber von der Gleichheit unsrer Lage mit der verzweifelnden Traurigkeit der Klänge der Ballade in ihrer Stimme so bewegt, daß sie mit uns in Thränen ausbrach. Sie warf einen schwarzen Shawl, den sie jenen Tag wie einen Schleier trug, über ihr Gesicht und ich sah sie lange Zeit darunter schluchzen. Beim letzten Pferdewechsel sank sie in eine Ohnmacht, die bis zur Thür des Hotels, wo wir in Lyon abstiegen, anhielt. Wir halfen ihrer Kammerfrau sie auf ihr Bett tragen. Sie erholte sich im Laufe des Abends und wir setzten am nächsten Tage unsern Weg bis Mâcon fort.

II.

Hier war es, wo wir uns gänzlich trennen sollten. Mein Freund und ich versahen ihren Courier mit Instructionen; wir kürzten den Abschied so viel als möglich ab, aus Furcht, ihre Krankheit durch eine Verlängerung schmerzlicher Bewegungen zu verstärken, wie man eine Wunde schnell schlägt, wenn man nicht den Schrei des Kranken hören will. Mein Freund reis'te nach dem Landsitze meines Vaters ab, wohin ich ihm am nächsten Tage folgen sollte.

Kaum war indeß Louis abgereis't, als ich mich außer Stande fühlte, mein ihm gegebenes Wort zu halten. Der Gedanke, Julien in Thränen auf einem langen Winterwege unter der Obhut zweier Domestiken zu lassen, ohne zu wissen, ob sie vielleicht nicht in irgend einem Gasthofe krank werden und sterben könne, während sie vergeblich nach mir verlangte, gestattete mir nicht, mich der Ruhe hinzugeben. Ich besaß kein Geld mehr. Der gute Greis, welcher mir die 25 Louisd'or geliehen, war während meiner Abwesenheit gestorben. Ich nahm meine Uhr, eine goldene Kette, die mir vor drei Jahren von einer Freundin meiner Mutter geschenkt worden war, einige Juwelen, meine Epaulettes,

meinen Säbel, die silbernen Tressen meiner Uniform, — wickelte das Ganze in meinen Mantel und begab mich zu dem Juwelier meiner Mutter, der mir für Alles 35 Louisd'or gab. Von hier eilte ich nach dem Gasthofe, wo Julie schlief, ließ ihren Courier zu mir kommen und sagte ihm, daß ich von fern den Wagen bis an die Thore von Paris begleiten würde, aber nicht wolle, daß mich seine Herrin wahrnähme, da sie sich dem vielleicht aus Rücksicht für mich widersetzen könne. Ich erkundigte mich nach dem Namen der Städte und Gasthäuser, wo er auf dem Wege anhalten und absteigen wolle, um in denselben Städten zu bleiben, aber in andern Hotels abzusteigen und belohnte ihn im Voraus reichlich für seine Verschwiegenheit.

Dann bestellte ich auf der Post Pferde und reis'te eine halbe Stunde nach dem Wagen, welchem ich zu folgen beabsichtigte, ab.

III.

Die geheimnißvolle Obhut, welche ich, selbst unsichtbar, über das Schicksal derjenigen, welcher ich folgte, ausüben wollte, wurde durch kein unvorhergesehenes Hinderniß ge-

stört. Der Courier benachrichtigte insgeheim die Postillone von der Ankunft einer zweiten Calesche, für welche er zwei Pferde verlangte. Ich fand dieselben an den Stationen bereits auf mich warten und beeilte oder verzögerte meine Reise, je nachdem ich mich von dem ersten Wagen entfernt halten, oder ihm nähern wollte. Ich fragte die Postillone über die Gesundheit der jungen Dame, welche sie vor mir geführt hatten, aus.

Von der Höhe der Hügel in weiter Ferne, auf der Ebene bemerkte ich den durch den Nebel oder im Sonnenschein hinrollenden und mein Glück davon tragenden Wagen. Mein Gedanke eilte dem Laufe der Pferde voraus, stürzte in den Wagen, betrachtete Julien, die in von mir erfüllten Träumen schlummerte oder wachend die Bilder unsrer entschwundenen schönen Tage beweinte. Wenn ich die Augen schloß, um sie besser in meinem Innern zu sehen, glaubte ich ihre Athemzüge zu hören. Ich vermag jetzt kaum zu begreifen, wie ich Herrschaft genug über mich selbst besaß, um während einer Reise von sechzig Meilen dem innern Antriebe zu widerstehen, welcher mich ohne Unterlaß zu jenem Wagen hintrieb, dem ich nacheilte, ohne ihn erreichen zu wollen und in dem meine ganze Seele verwahrt war, während mein Körper allein unempfindlich gegen den Schnee und eisigen

Regen von einer Ecke in die andere geschüttelt, ohne Bewußtsein seiner Leiden folgte. Aber die Furcht, Julien eine unerwartete, ihr verderbliche Bewegung zu verursachen, die herzzerreißenden Abschiedsscenen zu erneuern und der Gedanke, so wie eine liebende Vorsehung mit himmlischer Selbstentäußerung über ihre Sicherheit zu wachen, erhielt mich in meinem Entschlusse fest.

Das erste Mal stieg sie in dem Hauptgasthause von Autun, ich in einem Hotel der Vorstadt ab. Vor Tagesanbruch rollten die beiden Wagen, wovon man den einen vom andern aus sehen konnte, wiederum auf der langen, weißen geschwungenen Linie hin, welche die Landstraße durch die grauen Steppen und druidischen Eichenwälder von Oberburgund verfolgt.

Wir hielten in der kleinen Stadt Avalbon, sie in der Mitte, ich am Ende der Stadt an. Am nächsten Tage fuhren wir nach Sens zu. Der durch die Nordwinde um die hochgelegenen, unfruchtbaren Ebenen von Lucy le Bois und Vermandon zusammengehäufte Schnee fiel in großen, halbgeschmolzenen Flocken auf das Gebirge und den Weg, und erstickte das Rollen der Räder. Man konnte kaum einige Schritte vor sich hin durch den Schneestaub, welchen der Wind von den benachbarten Aeckern herüber wirbelte,

durch die nebelige Luft blicken. Man vermochte weder mit dem Auge noch mit dem Ohre die Entfernung zwischen den beiden Caleschen zu messen.

Plötzlich sah ich vor mir, dicht vor den Köpfen meiner Pferde, den Wagen Juliens mitten auf der Landstraße halten. Der Courier war von seinem Sitze abgestiegen und stand schreiend und unter Geberden der Angst und Noth auf dem Wagentritte.

Ich sprang zur Erde nieder, flog mit den ersten, meine Klugheit überwältigenden Herzensregungen auf die Wagenthür zu und stürzte in das Innere, wo sich die Kammerfrau bemühte, ihre Herrin aus einer durch die Reisemühseligkeiten und den Sturm, vielleicht auch durch die Aufregung ihres Herzens herbeigeführten Ohnmacht zu erwecken. Was ich empfand, während ich dieses angebetete Haupt eine ganze lange Stunde der Ohnmacht hindurch so auf meinen Armen hielt, von dem Wunsche und der Furcht beseelt, daß sie meine sie zum Leben zurückrufende Stimme hören oder nicht wieder erkennen möge, während der Courier nach in einiger Entfernung gelegenen Hütten geeilt war, um Feuer und warmes Wasser zu holen, und die Kammerfrau die eisigen Füße ihrer Herrin auf den Knieen hielt, dieselben frottirte und an ihre Brust drückte, um sie zu erwärmen, kann Nie-

mand verstehen oder sagen, wenn er nicht einen solchen Kampf zwischen dem Leben und dem Tode an seiner Brust gefühlt hat.

Endlich riefen jene zärtliche Pflege, die Wirkung der von dem Courier herbeigebrachten Wärmflaschen, die meinen auf den ihrigen liegenden Hände und meines, ihre Stirn streifenden Athems, Wärme in die Extrmitäten zurück. Die wieder in ihre Wangen tretende Röthe und ein sich ihren Lippen entwindender langer Seufzer zeigten mir an, daß sie im Begriff sei, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen. Ich sprang aus dem Wagen auf die Landstraße, um nicht erkannt zu werden, wenn sie die Augen öffnen würde, blieb einen Augenblick bei den Hinterrädern mit in dem Mantel verhülltem Antlitz stehen und befahl den Domestiken über meine Erscheinung zu schweigen.

Sie gaben mir durch Zeichen zu verstehen, daß die Reisende vollkommen wieder zu sich gekommen sei, ich hörte ihre Stimme beim Erwachen wie im Traume die Worte stammeln:

„Ach, wenn Raphael da wäre! ich glaubte, es sei Raphael!“

Ich sprang wieder in meinen Wagen, die Pferde zo=

gen an und wir waren bald durch eine weite Entfernung getrennt.

Am Abend begab ich mich in Sens nach ihrem Gasthofe, um mich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen. Der Courier versicherte mir, daß sie wieder hergestellt sei und ruhig schlafe.

Ich folgte ihrer Spur weiter bis nach Follard, einem Poststations-Orte bei der kleinen Stadt Montereau. An diesem Orte theilt sich die Straße von Sens nach Paris und der eine Weg führt durch Fontainebleau, der andere durch Melun. Da dieser letztere Zweig des Weges um mehrere Stunden kürzer ist, nahm ich denselben, um einige Augenblicke früher als Julie in Paris anzukommen und sie an der Thür ihres Hauses aus dem Wagen steigen zu sehen.

Ich verdoppelte die Postillonstrinkgelder und langte noch vor Einbruch der Nacht in dem Hotel an, welches ich in Paris zu bewohnen pflegte. Als es finster zu werden begann, stellte ich mich auf einen Quai, dem Hause Juliens, welches sie mir so oft beschrieben und das ich kannte, als ob ich mein ganzes Leben darin zugebracht, gegenüber auf. Ich sah im Innern durch die Fenster jene Bewegung hin- und hergehender Schatten, die anzuzeigen pflegt,

daß man in einem Hause einen ungewohnten Gast erwartet. Ich bemerkte an der Decke ihres Zimmers den Widerschein des im Kamin angezündeten Feuers. Eine Greisengestalt näherte sich mehrmals einem Fenster und schien auf den Quai herauszublicken, und auf die Geräusche der Stadt zu lauschen. Es war ihr Gatte, ihr Vater.

Der Hausmann hielt die Thür offen und trat von Zeit zu Zeit auf die Straße hinaus, um sich ebenfalls umzusehen und zu horchen. Eine von dem stürmischen Decemberwinde umhergeschleuderte Straßenlaterne ließ auf dem Pflaster vor der Thür abwechselnd ihr bleiches Licht erscheinen und verschwinden.

Endlich donnerte eine Extrapostkutsche aus einer Nebengasse an und hielt unter den Fenstern des Hauses.

Ich eilte herbei, versteckte mich im Schatten einer Säule unter einem Thore, neben dem, wo der Wagen angehalten hatte, sah die Dienerschaft auf den Schlag zustürzen, Julien in die Arme des Greises sinken, welcher sie umarmte, wie ein Vater sein nach langer Abwesenheit zurückkehrendes Kind und dann vom Hausmanne gestützt, mühsam die Treppe wieder hinaufstieg.

Das Gepäck wurde abgeladen, der Postillon fuhr mit dem Wagen in eine andre Straße, um ihn unterzustellen,

die Thür schloß sich wieder und ich nahm nochmals meinen Platz an der Brustwehr des Quais ein.

IV.

Ich betrachtete von hier aus lange die erleuchteten Fenster in Juliens Hause. Ich suchte zu errathen, was im Innern vorging. Ich sah die gewöhnliche Bewegung geschäftiger Menschen, welche bei der Ankunft eines Gastes Koffer herbeitragen, Pakete öffnen und Möbel ordnen. Als diese Bewegung vorüber war, die Lichter nicht mehr von einem Fenster zum andern eilten, und das Zimmer des Greises im ersten Stock sich allein mit der Dämmerung einer Nachtlampe erhellte, unterschied ich durch die Scheiben eines Fensters im Zwischenstock die schlanke, hohe Gestalt Juliens, welche sich auf einen Augenblick unbeweglich an den weißen Vorhängen abzeichnete. In dieser Stellung sah ich sie eine Zeitlang verharren, sodann troß der Kälte das Fenster öffnen, einen Augenblick nach mir zu auf die Seine schauen, als ob ihre Augen durch eine übernatürliche Offenbarung der Liebe auf mich geheftet worden wären, sich sodann abwenden und lange einen Stern am nördlichen Himmel betrachten, welchen wir oft zusam=

men angeschaut und den wir bei der Trennung anzublicken versprochen hatten, wie um unsern Seelen in der unzugänglichen Einsamkeit des Firmaments eine Zusammenkunft zu gewähren.

Ich fühlte diesen Blick, als ob eine glühende Kohle in mein Herz gefallen wäre, ich begriff, daß unsere Seelen in dem gleichen Gedanken vereint waren. Mein Entschluß wurde von meinen Gefühlen übermannt; ich stürzte vor, um über den Quai zu eilen, mich ihrem Fenster zu nähern und ihr ein Wort zuzurufen, damit sie ihren Bruder zu ihren Füßen wieder erkenne.

In demselben Augenblicke schloß sie ihr Fenster. Das Rollen eines vorüberfahrenden Wagens übertäubte meinen Ausruf, das Licht im Zwischenstock verlosch.

Ich blieb unbeweglich in der Mitte des Quais stehen, die Uhr eines benachbarten Gebäudes schlug langsam die Mitternachtsstunde. Ich näherte mich der Thür und küßte sie, ohne zu wagen anzuklopfen. Ich knieete auf der Schwelle nieder, bat den Stein, mir das höchste Gut zu bewahren, welches ich zurückgeführt und dem Hause anvertraut hatte und entfernte mich.

V.

Am nächsten Tage verließ ich Paris, ohne einen einzigen von den Freunden, welche ich damals dort besaß, wieder besucht zu haben und innerlich glücklich, mir nicht einen einzigen Blick, ein einziges Wort, einen einzigen Schritt erlaubt zu haben, der nicht für sie gewesen wäre. Die übrige Welt existirte schon nicht mehr für mich.

Vor meiner Abreise gab ich noch ein von Paris datirtes und an Julien adressirtes Billet auf die Stadtpost. Sie mußte es bei ihrem Erwachen erhalten. Dieses Billet enthielt nur die folgenden Worte:

„Ich bin Ihnen gefolgt; ich habe unsichtbar über „Ihnen gewacht; ich konnte Sie nicht verlassen, ohne „Sie der Fürsorge Derjenigen, welche Sie lieben, „übergeben zu haben. Gestern um Mitternacht, als „Sie das Fenster öffneten und seufzend den Stern be„trachteten, war ich gegenwärtig! — Sie hätten meine „Stimme hören können. Wenn Sie diese Zeilen lesen, „werde ich schon in weiter Ferne sein! —“

VI.

Ich reiſ'te Tag und Nacht in ſolcher Gedankenbetäubung, daß ich weder Hunger noch Kälte, noch die Enfernung fühlte, und in Mâcon wie aus einem Traume erwachend, und faſt ohne mich zu erinnern, daß ich in Paris geweſen war, ankam.

Ich fand meinen Freund Louis ***, der mich in dem kleinen Landhauſe meines Vaters erwartet hatte. Seine Gegenwart war mir ſüß, ich konnte wenigſtens von der, die er eben ſo ſehr als mich liebte, mit ihm ſprechen. Wir ſchliefen in derſelben Kammer; ein Theil unſrer Nächte verging unter Geſprächen über jene himmliſche Erſcheinung, von der er nicht weniger geblendet war, als ich. Er betrachtete ſie wie eine jener phantaſtiſchen Traumgebilde, jener übernatürlichen Frauen, zu denen Dante's Beatrice, Taſſo's Eleonore, Petrarka's Laura und die dichtende, liebende, heldenmüthige Vittoria Colonna gehören, Geſtalten, die durch die Erde hinwandeln, faſt ohne ſie zu berühren und ohne auf ihr zu verweilen, nur um die Blicke einiger von der Liebe bevorzugter Menſchen zu bezaubern, ihre Seelen

zu übernatürlicher Begeisterung fortzureißen und das sursum corda der bevorzugten Phantasieen zu werden.

Was Louis betraf, so wagte er nicht, seine Liebe so hoch zu tragen, als seinen Enthusiasmus. Sein zartes, kränkliches und schon in der Jugend verwundetes Herz war damals von dem rührenden Bilde einer armen frommen Waise seiner Familie erfüllt. Es würde ihn glücklich gemacht haben, sie zu heirathen, um unbekannt und friedlich in einem Häuschen auf den Hügeln in Chambery mit ihr zu leben.

Die beiden armen Liebenden wurden durch ihre Armuth und die Furcht, den Namen ihrer Familie in die Dürftigkeit herabzuziehen und ihren Kindern das Elend zu vererben, in den Schranken einer trüben, zärtlichen Freundschaft erhalten.

Das junge Mädchen starb einige Jahre später an der Muthlosigkeit und Einsamkeit. Sie war eine der lieblichsten Gestalten, welche ich je aus Mangel an einigen Strahlen des Glücks hinwelken gesehen habe. Ihr Gesicht, auf welchem man die Reste einer zum Wiederaufblühen wie zum Erlöschen gleich bereiten schönen Jugend gewahrte, zeigte den reizendsten und erhabensten Stempel jener Tugend des Unglückes, welche man die Resignation nennt.

Sie erblindete in Folge der geheimen Thränen, welche sie während so langer Jahre der Ungewißheit und des Wartens vergossen hatte.

Ich traf sie einmal auf der Rückkehr von einer meiner Reisen nach Italien. Sie wurde von der Hand einer jüngeren Schwester durch die Straßen von Chambery geführt. Als sie meine Stimme hörte, erbleichte sie, und tastete nach einer Stütze für ihre von der Blindheit unsichere Hand. —

„Verzeihung,“ sagte sie zu mir, „als ich diese Stimme früher hörte, vernahm ich mit ihr zugleich eine andere.“

Armes Mädchen! sie hört jetzt im Himmel die ihres Geliebten. —

VII.

Wie lange dauerten die zwei Monate, die ich weit von ihr auf dem Lande oder in der Stadt, im Hause meines Vaters zubringen mußte, ehe die Zeit herankam, wo ich wieder nach Paris zu Julien zurückkehren durfte. Ich hatte während der drei bis vier letzten Monate die Pension, welche ich von meinem Vater erhielt, die geheimen Hilfsquellen der

Zärtlichkeit meiner Mutter, die Börse meiner Freunde erschöpft, um die Schulden zu bezahlen, wozu mich die Vergnügungssucht, das Spiel und die Reisen getrieben hatten.

Ich besaß keinerlei Mittel, um mir die kleine, zur Rückkehr nach Paris und zum Leben daselbst, wenn auch in gedrückten Umständen und in der Zurückgezogenheit erforderliche Summe aufzutreiben. Ich mußte also den Monat Januar abwarten, wo das eine Vierteljahr meiner Pension fällig wurde, und wo ein reicher, aber strenger Oheim und meine guten alten, aber sparsamen Tanten gewohnt waren, mir einige kleine Geschenke zu machen. Ich hoffte mit Hilfe aller dieser Quellen eine Summe von sechs bis achthundert Franken zusammen zu bringen, welche genügte, mich einige Monate in Paris zu erhalten.

Diese Beschränktheit schmerzte meine Eitelkeit nicht, denn mein Leben lag von jetzt an nur noch in meiner Liebe. Alle Reichthümer der Welt würden mir nur dazu gedient haben, um das Näherrücken des Tages, an welchem ich sie wiederzufinden erwartete, zu beschleunigen!

Die Tage der Erwartung wurden nur durch den Gedanken an sie ausgefüllt. Wir hatten einander Beide alle Stunden des Tages geweiht. Sobald sie des Morgens erwachte, schloß sie sich ein, um an mich zu schreiben; in

demselben Augenblicke schrieb auch ich an sie. Unsere Briefe und Gedanken kreuzten sich, alle Posten befragten, antworteten, verschmolzen sich, ohne die Unterbrechung auch nur eines einzigen Tages. Auf diese Weise entstand wirklich nur eine Entfernung von einigen Stunden zwischen uns; es waren die des Abends und der Nacht. Ich füllte dieselben noch mit ihrer Betrachtung aus; ich umgab mich mit ihren Briefen, legte dieselben geöffnet auf meinen Tisch und überstreute damit mein Bett. Ich lernte sie auswendig, und sagte mir leise die leidenschaftlichsten und scharfsinnigsten Stellen daraus vor, in die ich ihre Stimme, ihren Ton, ihre Geberden, ihren Blick legte. Ich antwortete ihr und gelangte so dahin, in mir eine solche Illusion ihrer wirklichen Gegenwart hervorzubringen, daß ich traurig und ärgerlich war, wenn man mich derselben entriß, oder von meinem Zimmer vertrieb, um meine Mahlzeiten einzunehmen oder Besuche zu empfangen.

Es schien mir, als ob man sie mir entrisse oder vo meinem Zimmer verjage.

Bei meinen langen Ausflügen in das Gebirge oder in die nebelbedeckten Wiesen am Flusse nahm ich ihren am Morgen angelangten Brief mit, und setzte mich zu wiederholten Malen auf Felsen oder am Ufer, oder auf dem Eise

niedrr, um ihn immer wieder von Neuem zu lesen, denn es dünkte mir jedes Mal, als ob ich ein mir bisher entgangenes Wort oder einen neuen Ausdruck darin fände. Ich erinnere mich, daß ich jene Ausflüge maschinenmäßig stets nach Norden zu richtete, als ob mich jeder Schritt in der Richtung von Paris ihr näher bringe, und die uns trennende, grausame Entfernung verminderе.

In dieser Absicht ging ich oft sehr weit auf der Pariser Straße. Wenn ich wieder zurückkehren mußte, so geschah dies nur mit innerer Ueberwindung. Ich war dann trübe gestimmt, und wendete mich häufig nach dem Punkte des Horizontes um, wo sie athmete. Meine Schritte waren träger und langsamer. O, wie sehr beneidete ich die durch den Nebel nach Norden fliegenden Raben um ihr schneebeladenes Gefieder! Mit welchem Schmerze sah ich die Wagen nach Paris zurollen! Wie viele Tage meiner nutzlosen Jugend würde ich nicht darum gegeben haben, mich an der Stelle jener unbeschäftigten Greise zu befinden, welche mit zerstreuten Blicken von den Fenstern ihres Wagenschlages aus auf den jungen Menschen schauten, der, der Richtung seines Herzens abgewendet, am Rande des Weges hinging!

O wie unermeßlich lang erschienen mir die kurzen

Dezember- und Januartage! Ich kannte unter allen ihren Stunden nur eine einzige gute: es war die, wo ich von meinem Zimmer aus die Schritte, die Klapper und die Stimme des Briefträgers hörte, welcher an den Thüren der Nachbarschaft seine Briefe austheilte.

Sobald ich ihn kommen hörte, öffnete ich mein Fenster. Ich sah ihn mit von Briefen angefüllten Händen vom andern Ende der Straße herankommen, dieselben den Dienstboten übergeben und vor jedem Hause warten, bis man ihm das Porto herausbrachte. Wie herzlich verwünschte ich die Langsamkeit der guten Weiber, die nie damit zu Ende kamen, ihr Geld in seine Hand zu zählen. Ehe der Briefträger noch an der Thür meines Vaters klingelte, war ich schon die Treppe hinabgesprungen, hatte den Hausgang durcheilt und stand mit Herzklopfen auf der Schwelle. Während der Greis in seinem Briefpakete umherwühlte, suchte ich das Couvert von feinem holländischen Papier und die Adresse in schöner englischer Schreibschrift zu entdecken, die meinen Schatz zwischen allen jenen groben Papieren und schwerfälligen Aufschriften der Handels- und Geschäftsbriefe verriethen.

Ich bemächtigte mich seiner mit Zittern, meine Augen bewölkten sich, mein Herz schlug fühlbar, meine Kniee knick-

ten zusammen. Ich verbarg den Brief unter meinem Rocke, aus Furcht, Jemand auf der Treppe zu begegnen, und daß eine so häufige Korrespondenz meiner Mutter verdächtig erscheinen könne; ich flog auf mein Zimmer und riegelte mich ein, um ohne Unterbrechung die Seiten verschlingen zu können.

Wie viele Thränen, Küsse und Bisse habe ich nicht dem Papiere aufgedrückt! Ach, und als ich nach Jahren dieses Briefpaket wieder geöffnet habe, wie viele von meinen Lippen verwischten Worte mangelten so dem Sinne der Sätze, welche von meinen Thränen oder trunkenen Rasereien verwaschen oder zerrissen worden waren!

VIII.

Nach dem Frühstück begab ich mich wieder auf mein Zimmer im obern Stock, um meinen Brief nochmals durchzulesen und denselben zu beantworten. Dies waren die köstlichsten und fieberhaftesten Stunden meiner Tage. Ich nahm vier Bogen des größten und dünnsten holländischen Papieres, welches mir Julie zu diesem Zwecke von Paris

geschickt hatte, und von dem jede hoch oben angefangene, am untersten Rande endigende, auf die Seitenränder und noch quer über die Zeilen weg geschriebene Seite Tausende von Worten enthielt. Ich füllte diese Blätter jeden Morgen und fand, daß sie stets für das leidenschaftliche, aufrührerische Ueberströmen meiner Gedanken zu schnell gefüllt und zu enge waren.

Diese Briefe besaßen weder Anfang, noch Ende, noch Mitte, noch Grammatik, noch irgend etwas von dem, was man gewöhnlich unter Styl versteht. Es war meine nackt vor eine andere Seele hingestellte, und die stürmischen Empfindungen, wovon sie erfüllt waren, so gut sie konnte, mit Hilfe der ungenügenden Sprache der Menschen, ausdrückende oder vielmehr stammelnde Seele.

Unsere Sprache ist nicht dazu gemacht, das Unaussprechliche auszudrücken; es sind unvollkommene Zeichen, leere, hohle Worte, eine Sprache von Eis, welche durch die Fülle, die Concentration, das Feuer unserer Seele wie ein widerspenstiges Metall zerschmolzen wurde, um daraus, ich weiß nicht welche unbestimmte, ätherische, leuchtende, wie Feuerzungen schmeichelnde Sprache zu bilden, die für keinen Andern Sinn besaß, und die wir allein verstanden, weil sie der Ausdruck unseres Wesens allein war.

Dieser Erguß meiner Seele hielt nirgends an, erkältete sich nirgends. Wenn das Firmament nur eine Seite gewesen wäre, und Gott mir geboten hätte, dieselbe mit meiner Liebe anzufüllen, so würde sie noch nicht alles Das, was ich in mir fühlte, aufgenommen haben. Ich schloß erst, wenn die vier Blätter beschrieben waren, und es schien mir stets, als ob ich Nichts gesagt hätte! Und ich hatte auch wirklich Nichts gesagt, denn wer hat wohl je das Unendliche auszusprechen vermocht?

IX.

Jene Briefe, in die ich keinen erbärmlichen Anspruch auf Geist hinübertrug, und die nicht eine Arbeit, sondern eine Wollust waren, würden mir indeß später vortreffliche Dienste geleistet haben, wenn mich Gott dazu bestimmt hätte, zu den Menschen zu sprechen, oder in Werken der Einbildungskraft die Schattirungen, das Schmachten oder den Aufruhr der Leidenschaften der Seele zu malen.

Ich kann wohl sagen, daß ich mir unbewußt darin einen verzweifelten Kampf, wie Jakob mit dem Engel, gegen die Armuth, die Strenge und den Widerstand der Sprache

führte, deren ich mich zu bedienen genöthigt war, da ich die des Himmels nicht kannte. Die übermenschlichen Anstrengungen, welche ich machte, um den Ausdruck zu besiegen, zu schmeidigen, auszudehnen, zu beugen, zu vergeistigen, zu färben, zu entflammen oder zu verlöschen, das Bedürfniß, durch Worte die innerlichsten und unfaßbarsten Schattirungen der Empfindung, die ätherischsten Bestrebungen des Gedankens, die unwiderstehlichsten Triebe und die beherrschteste Keuschheit der Leidenschaft, ja selbst Blicke, Stellungen, Seufzer, das Schweigen, das Schmachten, die Vernichtung des Herzens in der Anbetung des unsichtbaren Gegenstandes seiner Liebe auszudrücken — diese Anstrengungen, sage ich, welche mir die Federn zwischen den Fingern zerbrachen, wie ein rebellisches Werkzeug, bewirkten dessenungeachtet, daß sie zuweilen selbst im Zerbrechen das Wort, die Wendung, das Organ, den Herzensschrei fand, welchen sie suchte, um dem Unmöglichen Stimme zu verleihen.

Ich hatte keine Sprache gesprochen, aber den Ruf meines Herzens ausgestoßen und war verstanden worden. Wenn ich mich nach diesem verzweifelten aber köstlichen Kampfe gegen die Worte, die Feder und das Papier von meinem Stuhle erhob, erinnere ich mich, daß trotz der Kälte meines Zimmers im Winter ein kalter Schweiß von meiner Stirn

herabrieselte, und ich das Fenster öffnete, um mich zu erfrischen und mein Haar abzutrocknen.

X.

Jene Briefe waren aber nicht allein Rufe der Liebe, sondern auch und am häufigsten Erzählungen von Beschwörungen, Betrachtungen, Zukunftsträumen, Aussichten auf den Himmel, Tröstungen und Gebete.

Diese durch ihre Natur aller Genüsse, welche das Herz abspannen, indem sie die Sinne befriedigen, entbehrende Liebe, hatte in mir die durch gemeine Vergnügungen getrübten oder versiegten Quellen der Frömmigkeit von Neuem geöffnet.

Dieses Gefühl erhob sich in meiner Seele zur Erhabenheit und Reinheit der göttlichen Liebe. Ich bestrebte mich, jene zweite leidende, vertrocknete Seele auf den Flügeln meiner exaltirten und fast mystischen Phantasie mit mir gen Himmel zu erheben. Ich sprach von Gott, der allein vollkommen genug sei, um jene überirdische Vollkommenheit der Schönheit, des Genies und der Zärtlichkeit erschaffen zu haben; allein groß genug, um die Unermeßlichkeit unserer Er=

hebungen zu fassen, allein unendlich und unerschöpflich genug, um auf dem Heerde seines Busens die Liebe, welche er in uns entzündet hatte, um durch ihre Flamme, indem sie uns durch einander verzehrte, uns gemeinschaftlich unsere Seufzer in ihm aushauchen zu lassen, zu absorbiren und zu versenken!

Ich tröstete Julien über das Opfer eines vollkommneren irdischen Glückes, welches uns von der Pflicht auferlegt wurde. Ich stellte ihr den Werth dieses Opfers eines Augenblickes in den Augen des ewigen Vergelters unserer Thaten vor, ich segnete die Reinheit und Selbstentäußerung unserer bezwungenen Gefühle, weil sie uns dereinst in der ewigen Atmosphäre der reinen Geister eine wesenlosere, himmlischere Seligkeit verschaffen mußten. Ich ging so weit, mich glücklich zu nennen und das Lob der Resignation, zu der wir durch die Liebe selbst, aber durch eine höhere Liebe, verurtheilt waren, zu singen!

Ich beschwor Julien, nicht an meine Schmerzen zu denken und deren nicht selbst zu fühlen. Ich bewies ihr einen Muth, eine Verachtung des irdischen Glückes, welche ich oft nur in meinen Worten besaß. Ich opferte ihr alles Irdische in mir und erhob mich bis zur Körperlosigkeit der Engel, damit sie nicht in meiner Anbetung ein Leiden oder

Kümmerniß argwöhnen möge. Ich beschwor sie in einer sanften, stärkenden Religion, im Schatten der Kirchen, in dem geheimnißvollen Glauben an Christus, den Gott der Thränen, im Knieen und Gebete die näheren Hoffnungen, Tröstungen und Süßigkeiten zu suchen, welche ich selbst in meiner Kindheit darin genossen hatte.

Sie hatte mir das Gefühl der Frömmigkeit wiedergegeben; ich machte für sie feurige, ruhige Gebete, die wie eine von keinem Winde bewegte Flamme zum Himmel aufstiegen, bat sie, diese Gebete zu gewissen Stunden des Tages und der Nacht, wo ich sie selbst verrichten würde, zu sprechen, damit sich unsere beiden, durch dieselben Worte vereinigten Gedanken zugleich, zur selben Stunde in einer gleichen Entzückung zum Himmel erheben möchten! —

Und dann benetzte ich Alles mit Thränen, die ihre sicherlich beredtsameren und innigeren Spuren, als die Worte selbst, auf jenen zurückließen. Ich warf dieses Mark meiner Glieder heimlich auf die Post, und fühlte mich, wenn ich zurückkam, erleichtert, als hätte ich einen Theil des Gewichts von meinem Herzen abgeworfen.

XI.

Wie groß aber auch meine beständigen Anstrengungen, die stete Spannung meiner jungen, glühenden Einbildungskraft, um meine Briefe, mit dem mich verzehrenden Feuer zu entzünden, um eine Sprache für meine Seufzer zu erschaffen und meine warm über das Papier ausgegossene Seele, den mich von der ihrigen trennenden Raum überspringen zu lassen, so wurde ich doch von Julien in diesem Kampfe gegen die Ohnmacht des Wortes stets besiegt. Ihre Briefe besaßen in einem Satze mehr Betonung, als die meinigen auf acht Seiten. Man athmete in den Worten ihren Hauch ein. Man sah auf den Zeilen ihren Blick, fühlte in den Ausdrücken die Wärme der Lippen, welche sie eingegeben hatte. Bei ihr verdunstete Nichts von ihrem Wesen während des langsamen, schwerfälligen Uebergangs vom Gefühl zum Worte, welcher bewirkt, daß die Lava des Herzens unter der Feder des Menschen erkaltet und verblaßt. —

Das Weib besitzt keinen Styl. Dies ist der Grund, weshalb es Alles so treffend ausspricht. Der Styl ist eine Kleidung, die Seele liegt nackt auf dem Munde oder der

Hand des Weibes; sie steigt wie die Venus des Wortes in ihrer Nacktheit aus dem Gefühle auf. Sie wird aus sich selbst geboren, erstaunt, daß sie geboren ist, und man betet sie an, ehe man noch weiß, daß sie gesprochen hat.

XII.

Welche Briefe! — welches Feuer! — welche Dämmerungen! — welche Farben! — welche Töne! — welche wie die Flamme und die Durchsichtigkeit in dem Diamante, wie das Feuer und die Schaam auf der Stirn der liebenden Jungfrau vermischte Gluth und Reinheit! — welche kräftige Naivetät! — welches unerschöpfliche Ueberströmen! — welches plötzliche Erwachen aus der Ermattung! — welche Gesänge und Herzensschreie! — wiederum welche traurigen Refrains wie unerwartete Töne am Ende eines Liedes! — welche Liebkosungen in Worten, die man über die Stirn gleiten fühlte, wie den Athem einer spielenden Mutter über die Stirn ihres lächelnden Kindes! — welches vollständige Wiegen halblauter Worte und stammelnder, träumerischer Sätze, die den Lesenden in Strahlen gemurmelte Töne,

Wohlgerüche, Ruhe einzuhüllen und ihn unmerkbar durch die Ermattung der Silben bis zur Ruhe der Liebe, dem Schlummer der Seele, bis zum Kusse auf das Blatt, welcher das Lebewohl ausspricht, zu führen scheinen — bis zu dem geräuschlos, wie er von den Lippen aufgedrückt worden ist, eingesaugten Lebewohle und Kusse! —

Ich habe alle diese Briefe wiedergefunden; ich habe diesen Briefwechsel, den nach ihrem Tode durch die Hand frommer Freundschaft sorgfältig geordneten und gebundenen Briefwechsel, in dem ein Brief dem anderen von dem ersten Billet bis zu dem letzten, durch eine schon vom Tode ergriffene, aber noch von der Liebe gefestigte Hand geschriebenen Worte antwortet, durchgeblättert. Ich habe sie wiedergelesen und sie weinend, wie zur Begehung eines Verbrechens, eingeschlossen und zwanzig Mal das halb verbrannte Blatt der Flamme entreißend, um es von Neuem zu lesen, verbrannt! — —

Warum? fragst Du. — — Ich habe sie verbrannt, weil selbst ihre Asche zu heiß für die Erde gewesen sein würde, und habe sie in die Winde des Himmels zerstreut!

XIII.

Endlich erschien der Tag, wo ich die mich noch von Julien trennenden Stunden zählen konnte. Alle kleinen Hilfsquellen, welche ich zu vereinigen vermochte, erhoben sich nicht bis zu der Summe, welche nothwendig war, um mich drei bis vier Monate in Paris zu unterhalten.

Meine Mutter, die meine Qual sah, ohne deren wahren Grund zu wissen, nahm aus den letzten ihrer schon von der Liebe geleerten Schmuckkästchen einen großen, in einen Ring gefaßten Diamant, leider das einzige Juwel, welches ihr noch aus ihrer Jugendzeit geblieben war, und ließ mir ihn unter Thränen in die Hand gleiten.

„Es schmerzt mich eben so sehr als Dich, Raphael," sagte sie mit trübem Gesichte, „Deine unbeschäftigte Jugend in der Unthätigkeit einer kleinen Stadt oder der Träumerei des Landlebens verfließen zu sehen. Ich hatte stets gehofft, daß Dich die Gaben Gottes, den ich seit Deiner ersten Kindheit in Dir gesegnet habe, in der Welt auszeichnen und Dir eine Laufbahn des Reichthums und der Ehre öffnen würden, die uns die Armuth, mit welcher wir kämpfen, nicht gestattet, Dir selbst zu eröffnen. Gott hat es bisher noch

nicht gewollt. Wir müssen uns mit Resignation seinem Willen, der stets der beste ist, unterwerfen. Ich erblicke Dich indeß mit Verzweiflung in der moralischen Ermattung, welche auf fruchtlose Anstrengungen folgt. Wir wollen das Geschick noch einmal versuchen. Reise ab, da Dir der Boden Deiner Provinz die Füße versengt, verlebe einige Zeit in Paris, klopfe zurückhaltend und Deiner würdig an die Thore der alten Freunde der Familie, die gegenwärtig in Ansehen stehen. Zeige die geringen Talente, welche Dir die Natur und die Arbeit verliehen haben; es ist unmöglich, daß die Häupter der neuen Regierung sich nicht junge Leute, die, wie Du, im Stande sind, der Herrschaft der Fürsten, welche uns Gott zurückgegeben, zu dienen, sie zu stützen und zu zieren, anzuschließen suchen sollten.

Es kostet Deinem armen Vater viele Mühe, seine sechs Kinder zu erziehen und nicht in der Armuth unsers Landlebens unter seinen Rang herabzusinken. Deine übrigen Verwandten sind gut und zärtlich, sie wollen aber nicht begreifen, daß man zum Athmen der Luft und die glühende Thatkraft einer zwanzigjährigen Seele der Thätigkeit bedarf! — Hier ist mein letztes Juwel. Ich hatte meiner Mutter versprochen, mich nur in der äußersten Nothwendigkeit davon zu trennen. Nimm es, verkaufe es; möge es Dir dazu die-

nen, einige Wochen länger in Paris zu verweilen. Es ist das letzte Pfand der Zärtlichkeit, das ich für Dich in die Lotterie der Vorsehung werfe! Es wird Dir Glück bringen, denn ich werfe mit diesem Ringe alle meine Gebete, meine ganze Zärtlichkeit und alle meine Besorgnisse für Dich hinein!“

Ich nahm den Ring, indem ich die Hand meiner Mutter küßte und eine Thräne auf den Diamanten fallen ließ. Ach, er diente mir nicht dazu, die Gunst der Mächtigen und Fürsten, welche sich von meiner Dunkelheit abwandten, zu suchen und abzuwarten, sondern um drei Monate eines göttlichen Herzenslebens zuzubringen, von dem ein einziger Tag eine Jahrhunderte lange Größe aufwiegt. Dieser geweihte Diamant war für mich die im Becher meines Lebens aufgelöste Cleopatra-Perle, die mich eine Zeitlang mit Liebe und Seligkeit tränkte!

XIV.

Meine Natur veränderte sich jedoch in diesem Augenblicke gänzlich, sowohl aus Achtung für die vielfältigen Opfer meiner armen Mutter, als auch durch die Concentration aller meiner Gedanken in dem Einen, das, was ich liebte, wieder-

zusehen und durch die strengste Sparsamkeit die gezählten Tage, welche ich bei Julien zuzubringen hatte, so viel als möglich zu verlängern. Ich rechnete und geizte wie ein Greis mit dem wenigen Gelde, das ich mitnahm. Es schien mir, als ob jede von mir ausgegebene kleine Summe eine verlorene Stunde meines Glückes oder ein verronnener Tropfen meines Lebens sei. Ich beschloß, wie J. J. Rousseau, von wenig oder nichts zu leben und an meiner Eitelkeit, meinen Kleidern, meiner Nahrung, Alles, was ich der heiligen Trunkenheit meiner Seele geben wollte, abzusparen. Dessenungeachtet mangelte es mir nicht an unbestimmten Hoffnungen, für meine Liebe von meinen Talenten, die sich bisher nur einigen Freunden durch Verse offenbart hatten, Vortheil zu ziehen.

Während der letzten drei Monate hatte ich in meinen schlaflosen Stunden ein Bändchen Liebesgedichte, Träumereien, fromme Hymnen geschrieben, je nachdem die Phantasie in mir ihre sanften oder feierlichen Töne sang. Diese Sammlung hatte ich sorgfältig und mit meiner schönsten Schrift copirt und einen Theil davon meinem Vater, einem vortrefflichen, aber strengen Richter vorgelesen. Einige Freunde hatten Bruchstücke davon im Gedächtniß behalten. Ich hatte meinen poetischen Schatz in einen grünen Pappband, eine

Farbe guter Vorbedeutung für einen noch in der Hoffnung liegenden Ruhm, binden lassen, ihn aber meiner Mutter, deren keusche, fromme Geistesreinheit durch die eher antike, als christliche Wollust einiger dieser Elegieen unruhig geworden sein würde, verborgen.

Ich hoffte, daß die naive Anmuth und der hohe Schwung meines Enthusiasmus in diesen Poesieen einen verständigen Verleger anlocken würde, meine Gedichte zu kaufen oder sie wenigstens auf seine Kosten zu drucken, und daß der durch die Neuheit dieses in den Wäldern geborenen und aus den Quellen hervorgesprudelten Styles mir vielleicht zugleich ein kleines Vermögen und einen Namen erwerben würde.

XV.

Um meine Wohnung in Paris brauchte ich keine Besorgniß zu haben. Einer meiner Freunde, der junge Graf von V..., war vor Kurzem von seinen Reisen zurückgekehrt und wollte den Winter und Frühling hier zubringen. Er hatte mir angeboten, einen kleinen Zwischenstock, welchen er in dem später abgetragenen prachtvollen Hotel des Marschalls von Richelieu in der Rue neuve St. Augustin über dem

Portier bewohnte, mit ihm zu theilen. Der Graf de V . . ., mit dem ich in fast täglichem Briefwechsel stand, war von Allem unterrichtet. Ich hatte ihm einen Brief geschickt, um ihn bei Julien einzuführen, damit er in ihr die Seele meiner Seele kennen lerne, und wenn nicht mein Schwärmen, so doch wenigstens meine Anbetung für dieselbe begreife.

Er hatte beim ersten Anblicke meinen Enthusiasmus in der That begriffen und fast getheilt. Die Briefe, welche er mir schrieb, sprachen mit rührender Achtung und fast mit Mitleid von jener trüben, zwischen dem Tode und dem Leben schwebenden, aber wie er mir sagte, durch die unsägliche Liebe, welche sie für mich fühlte, zurückgehaltenen Erscheinung. Er wurde nie müde, mir von ihr, wie von einem himmlischen Geschenke, das Gott meinen Augen und meinem Herzen gemacht, und das mich, so lange ich von seiner göttlichen Ausstrahlung bedeckt bliebe, hoch über die Menschheit erheben würde, zu sprechen.

Von dem übernatürlichen heiligen Wesen unserer Liebe überzeugt, betrachtete sie V . . . als eine Tugend und erröthete nicht, ihr Vertrauter und Vermittler zwischen uns zu sein. —

Julie ihrerseits sprach von V . . . als dem einzigen meiner würdigen Freunde, für den sie meine Frundschaft

eher wachsen sehen möchte, als derselben etwas durch eine engherzige Eifersucht zu rauben. Beide drangen in mich, zu kommen.

V... war der Einzige, der die geheimen Gründe und die materielle Unmöglichkeit, welche mich bisher zurückgehalten, kannte. Trotz seiner Ergebenheit für mich, von der er mir bis zu seinem Tode, während der schwierigsten Lage meines Lebens so viele Beweise gegeben hat, stand es damals nicht in seiner Macht, diese Hindernisse zu heben. Seine Mutter hatte ihr Vermögen erschöpft, damit er eine seines Ranges würdige Erziehung erhalte und ganz Europa bereisen könne. Er selbst war sehr verschuldet zurückgekommen und konnte mir in Paris weiter nichts anbieten, als einen Winkel in der Wohnung, die seine Familie für ihn bezahlte. In allen übrigen Beziehungen war er zu jener Zeit seines Lebens eben so arm und durch die von Horaz unter dem Ausdrucke: res angusta domi so treffend bezeichnete Noth eben so gefesselt als ich.

Ich reis'te von Mâcon in einem jener kleinen einspännigen Fuhrwerke ab, die ihre hölzerne Sitzbank dicht auf der Axe liegen haben und in denen vier aus dem Korbgeflechte heraufragende Pfähle eine Wachsleinwand-Plane zum Schutz gegen den Regen tragen. Diese Fuhrwerke wechselten alle

vier bis fünf Stunden in kleinen am Wege gelegenen Flecken die Pferde und dienten damals, die Maurergesellen des Bourbonnais und der Auvergne, am Wege aufgelesene, ermüdete Fußgänger und arme vom Marsche fußwunde Soldaten, die ihre Etappe erreichen wollten, um einige Sous zu erhalten, von Lyon nach Paris zu führen. Diese triviale Manier, zu reisen, verursachte mir weder Scham noch Schmerz. Ich würde mich nicht weniger glücklich gefühlt haben, wenn ich auch den Weg mit nackten Füßen durch den Schnee hin durchmessen hätte.

Auf diese Weise sparte ich ein paar Louisd'or, mit denen ich Tage des Glückes zu kaufen gedachte. Ich kam an der Barrière von Paris an, ohne einen einzigen von den Stößen des gepflasterten Weges gefühlt zu haben. Die Nacht war dunkel, der Regen goß in Strömen herab; ich nahm meinen Mantelsack auf die Schulter und klopfte an die Thür der bescheidenen Wohnung des Grafen de V...

Er erwartete mich, umarmte mich, sprach von ihr. Ich konnte nicht müde werden, ihn zu befragen und ihm zuzuhören. Ich sollte noch an diesem Abende Julien wiedersehen. — V... wollte hingehen, um ihr meine Ankunft mitzutheilen und sie auf ihre Freude vorzubereiten. Wenn alle Besucher Juliens Salon verlassen haben würden, wollte V...

zuletzt herauskommen und mich in einem benachbarten Kaffeehause, wo ich ihn erwarten sollte, benachrichtigen, wenn sie allein sein würde und ich zu ihren Füßen eilen könne.

Erst nachdem er mir alle diese Mittheilungen gemacht, dachte ich daran, meine Kleider an seinem Kamine zu trocknen, etwas Nahrung zu mir zu nehmen und mich in dem finstern Alkofen seines Vorzimmers einzurichten. Dieses Vorzimmer empfing sein Licht durch ein Kappfenster und wurde durch einen Ofen geheizt. Ich kleidete mich mit anständiger Reinlichkeit an, damit Diejenige, welche mich liebte, nicht vor ihren Freunden über mich zu erröthen haben würde.

Um eilf Uhr verließen V... und ich zu Fuße das Haus. Wir schritten zusammen bis unter das Fenster, welches ich bereits kannte. Es standen drei Wagen vor der Thür. V... stieg hinauf. Ich begab mich nach dem verabredeten Orte, um ihn zu erwarten. Wie lange währte mir die Stunde des Wartens! Wie sehr verwünschte ich die vielleicht gleichgiltigen Besucher, deren unwillkürliche Zudringlichkeit, um ihre müssigen Stunden zu verwenden, so ohne es zu wissen, den Impuls zweier Herzen, die ihre Folter nach ihren Pulsschlägen zählten, zurückhielt.

Endlich erschien V... Ich eilte ihm nach; er verließ mich an der Thür und ich stieg hinauf.

XVI.

Wenn ich tausendmal tausend Jahre lebte, so würde ich doch nie diesen Moment, diesen Anblick vergessen.

Sie stand vom Lichte beschienen und nachlässig auf das weiße Marmorgesims des Kamins gestützt, ihr hoher Wuchs, ihre Schultern und ihr Profil vom Spiegel zurückgeworfen und verdoppelt, das Gesicht nach der Thüre zu gewendet, die Augen auf einen kleinen dunkeln Gang, welcher nach dem Salon führte, geheftet, den Kopf in der Haltung eines Menschen, der durch das Ohr das Geräusch sich nähernder Schritte entdecken will, etwas vor und nach der Seite zu geneigt. Sie war in ein schwarzseidenes, mit ebenfalls schwarzen Spitzen am Busen, der Taille und den Füßen besetztes Trauergewand gekleidet.

Diese durch die Kissen des Lehnstuhles, in dem sie durch die Mattigkeit und Indolenz des Lebens zurückgehalten wurde, etwas zerknitterten Spitzen glichen vom Herbstwinde halb entbeerten Fliedertrauben.

Die Düsterheit dieses Costüms ließ nur die Schulter, den Nacken und das Gesicht im Lichte. Die Trauer des Gewandes wurde durch die natürliche Trauer ihres über dem Kopfe zusammengeknüpften schwarzen Haares vervollständigt.

Die Gleichmäßigkeit dieser Farbe erhöhte noch die Schlankheit und anmuthige Schmiegsamkeit ihres Wuchses. Der Widerschein des Kamins im Spiegel, das Licht einer auf der Ecke des Kaminsimses stehenden, ihre Wangen bestrahlenden Lampe, der lebensvolle Ausdruck der Erwartung, der Ungeduld und der Liebe verbreiteten auf ihrem Antlitz einen Jugendfarben- und Lebensglanz, der einer Verklärung durch die Liebe glich!

Mein erster Laut war ein Freudenruf und der Ausdruck des Glückes, sie so, lebensvoller, schöner und unsterblicher wieder zu sehen, als ich sie je in den schönsten Tagen Savoyens zu sehen gehofft hatte. Als sie meine Augen erblickten, drang ein Gefühl trügerischer Sicherheit und ewigen Besitzes in mein Herz. Sie versuchte bei meinem Anblick einige Worte zu stammeln, vermochte es aber nicht. Ihre Lippen bebten vor Bewegung. Ich sank vor ihren Füßen nieder und heftete meinen Mund auf den Teppich vor ihr. Ich erhob das Gesicht, um sie von Neuem zu betrachten und mich zu vergewissern, daß ihre Gegenwart kein Traum sei. Sie legte eine ihrer Hände auf mein Haar, stützte sich mit der andern auf die Marmorecke und sank ebenfalls vor mir auf die Kniee. Wir betrachteten einander wie aus wei-

ter Ferne, wir suchten nach Worten, fanden aber keine für das Uebermaß unsers Glückes.

Wir schwiegen ohne andere Sprache als dieses Schweigen selbst und diese Niederwerfung des Einen vor dem Andern, die in mir voll von Anbetung, in ihr voll von innerlichem Glück war und genügend sagte:

Sie beten sich an, aber es steht ein Gespenst des Todes zwischen ihnen, und wiewohl sie sich in ihren Blicken berauschen, so werden sie sich doch nie in ihre Arme drücken.

XVII.

Ich weiß nicht, wie viele tausend Fragen und Antworten, Thränenströme und Freudenwellen wortlos zwischen ihren stummen und meinen geschlossenen Lippen, zwischen ihren feuchten Augen nnd den meinigen, zwischen ihrem Gesichte und dem meinen, ausgetauscht wurden.

Das Glück hatte uns mit Unbeweglichkeit geschlagen; die Zeit existirte nicht mehr; es war schon die Ewigkeit in einem Augenblicke!

An der Hauspforte ertönte ein Schlag des Klopfers. Es kamen Schritte die Treppe herauf. Ich erhob mich, sie

nahm schwankend wieder ihren Platz auf dem Sopha ein, während ich mich auf der andern Seite in den Schatten setzte, um die Röthe meiner Wangen und den Thau meiner Thränen zu verhüllen.

Ein Mann von schon vorgerücktem Alter, von imponirender Gestalt, edlem, lichtvollem und sanftem Gesicht trat mit langsamen Schritten in das Zimmer. Er näherte sich dem Sopha, ohne zu sprechen, und küßte väterlich die zitternde Hand Juliens.

Es war Herr von Bonald. — Trotz der Unterbrechung meiner Trunkenheit, welche das Kommen eines Unbekannten durch diesen Schlag des Klopfers bewirkt hatte, segnete ich innerlich Herrn von Bonald, daß er zwischen diesen ersten Blick, in dem die Vernunft dem Entzücken unterliegen konnte, getreten war. Es war einer jener Momente, wo die Seele des Eises bedarf, welches die Worte eines Greises auf die Feuersbrunst der Sinne werfen, um die Feder der Seele mit einem energischen Entschlusse zu stählen.

XVIII.

Julie stellte mich Herrn de Bonald als den jungen Mann, dessen Verse er gelesen hatte, vor. Er erstaunte

über meine Jugend und empfing mich gütig. Er unterhielt sich mit Julien mit der väterlichen Zutraulichkeit eines durch sein Genie berühmten und durch sein Alter heiteren Mannes, der bei einem jungen weiblichen Wesen einen zerstreuten Strahl der Schönheit für seine Augen und die expansiven ruhigen Stunden gegen das Ende des Tages sucht. Seine Stimme war tief, als ob sie aus der Seele käme, seine Gespräche strömten mit der graziösen aber ernsten Nachlässigkeit eines Geistes, der sich abspannt, um auszuruhen, dahin; seine Worte trugen den Ton des ehrlichen Mannes, wie seine Stirn den Ausdruck desselben.

Da sich das Gespräch verlängerte und die Uhr schon auf Mitternacht zeigte, glaubte ich mich zuerst entfernen zu müssen, um diesem älteren und im Hause angesehenern Freunde jeden Verdacht einer zu engen Vertraulichkeit zu benehmen. Ich nahm als Lohn einer so glühenden Erwartung und so harten Entbehrung nur einen stummen Blick mit, aber zugleich auch ihr Bild und die Gewißheit, sie von nun an täglich wiederzusehen, und dies war genug, ja schon zu viel.

Ich irrte lange Zeit auf den Quais von Paris umher, meinen Mantel der Nachtluft und meine Lippen dem Winde

öffnend, um meine Brust zu kühlen und das mich verzehrende Fieber des Glückes zu beschwichtigen.

Als ich nach Hause kam, schlief V. . . schon seit mehreren Stunden. Ich konnte erst in der Morgendämmerung bei den ersten Rufen der Krämer auf den Pariser Straßen Ruhe finden. . . . .
. . . .

Dies waren die wechselloſesten Tage meines Lebens, denn sie waren nur ein einziger in meiner Seele und selbst meinem Gesicht verschlossener Gedanke, wie ein Parfüm, von dem man fürchtet, daß sich ein Theil verflüchtigen könne, wenn das Gefäß der äußern Luft ausgesetzt würde.

Ich erhob mich beim ersten Lichte des spät in den düstern Alkoven des kleinen Vorzimmers, wo mich mein Freund wie einen Bettler der Liebe beherbergte, dringenden Tages. Ich begann mein Tagewerk durch einen langen Brief an Julien, in dem ich mit ruhigem Kopfe die gestrige Unterhaltung aufnahm, und die Gedanken, welche mir, nachdem ich sie verlassen, zugeströmt waren, ausschüttete, — jene zarten Früchte des Vergessens, köstlicher Gewissensbisse der Liebe, deren sie sich anklagt, die sie sich vorwirft, und die ihr jede Ruhe rauben, bis sie dieselben abgebüßt hat — jene der Seele oder den Lippen des geliebten Gegenstandes entfalle=

nen Diamanten, die den Gedanken des Liebenden an die verlassene Stelle zurückführen, um sie aufzuheben und den Schatz seiner Gefühle damit zu vermehren!

Julie empfing diesen Brief als eine Fortsetzung des Abendgespräches, das während ihres Schlummers mit leiser Stimme in ihrem Zimmer fortgedauert hatte. Ich erhielt noch vor Mittag selbst die Antwort darauf.

Nachdem sich mein Herz so der Unruhe der Nacht entledigt, bemühte ich mich, die ungeduldige Erwartung der heutigen Zusammenkunft, welche mich jetzt zu ergreifen begann, zu besänftigen. Ich suchte zwar nicht meiner Seele, sondern meinen Gedanken und meinen Augen Zerstreuung zu gewähren. Ich hatte mir lange Stunden der Lectüre, des Studiums und der Arbeit auferlegt, um die Zeit zwischen der Stunde, wo ich Julien verließ, und der, wo ich sie wiedersehen sollte, verrinnen zu lassen. Ich wollte mich selbst nicht für Andere, sondern nur für sie vervollkommnen. Ich wollte, daß sie denjenigen, den sie liebte, wenigstens nicht über den Vorzug, den sie ihm gewährte, zum Erröthen bringen, daß die talentvollen Männer ihrer Bekanntschaft, die mich zuweilen wie eine bescheidene Sphinx, oder wie eine Statue der Betrachtung an der Ecke ihres Kamins stehend trafen, wenn sie zufällig einmal das Wort an mich

richteten, unter dem Aeußern des jungen, schüchternen, schweigsamen Unbekannten eine Seele, Verstand, Hoffnung, zukünftige Größe entdecken sollten. Dann gab ich mich tausend verwirrten Träumen von glänzenden Thaten, von einem handlungsreichen Geschick, welches mich vielleicht dereinst erfassen würde, wie der Wirbelwind dem Baume im bescheidenen Garten meines Vaters ein Blatt entriß, um es hoch in die Lüfte hinaufzutragen, hin — von einem Geschicke, während dessen Julie Genuß daran finden, mich von ferne mit dem Glücke streiten, gegen die Menschen kämpfen, mich an Kraft, Größe und Tugend erheben sehen und sich im Herzen freuen würde, mich vor der Menge erkannt und vor der Nachwelt geliebt zu haben.

XIX.

Alles dies und besonders die gezwungene Muße, das fortwährende Andringen eines einzigen Gedankens, die Verachtung alles Uebrigen, die Armuth an Geld, welche mir andere Zerstreuungen versagte, und die klösterliche Abgeschiedenheit, in die ich mich verschloß, verurtheilten mich zu einem Leben leidenschaftlicheren und anhaltenderen Studiums, als ich noch je geführt hatte.

Ich saß den ganzen Tag über vor einem kleinen, durch ein auf den Hof des Hotel de Richelieu hinausgehendes Kappfenster erleuchteten Arbeitstische. Das Zimmer wurde von einem Fayence-Ofen geheizt, der Tisch und Stuhl von einem Ofenschirme umschlossen, der mich vor den Blicken der jungen Leute aus der großen Welt, die meinen Freund häufig besuchten, schützte.

In jenem ungeheuern Hofe herrschte ein nur von dem Widerhalle des Wagengerassels auf den Straßen unterbrochenes Schweigen, und zuweilen kämpften darin einige schöne Strahlen der Wintersonne mit dem Nebel der Pariser Straßen. Diese Sinneseindrücke erinnerten mich an die Lichteffekte, das Brausen des Windes und die durchsichtigen Nebel meiner heimischen Gebirge.

Von Zeit zu Zeit sah ich einen reizenden acht- bis zehnjährigen kleinen Knaben im Hofe spielen. Es war der Sohn des Portiers. Sein leidender Engelskopf, sein schönes auf der Stirn gelocktes Haar, sein verständiger, gefühlvoller Gesichtsausdruck rief mir die reinen Kindergestalten meiner Heimath in das Gedächtniß zurück. Seine Familie stammte in der That aus einem Dorfe in der Nähe desjenigen, welches mein Vater bewohnte, war verarmt und hatte sich nach Paris übergesiedelt.

Dieses Kind hatte durch meinen beständigen Anblick an dem Fensterchen über der Stube seiner Mutter eine gewisse Anhänglichkeit für mich gefaßt und sich freiwillig und ohne Vergütung meinem Dienste geweiht; es verrichtete meine Aufträge in der Stadt, brachte mir ein Stück Brot, etwas Käse und Früchte zu meinem Frühstück und kaufte mir jeden Morgen bei der Fruchthändlerin meine Provisionen ein, welche ich dann auf meinem Arbeitstische, von offenen Büchern und halb vollgeschriebenen Seiten umgeben, einnahm.

Der Knabe besaß einen von einem Fremden zurückgelassenen schwarzen Hund, von dem er sich fast nie trennte. Dieser hatte ebenfalls wie Jener Freundschaft für mich gefaßt, und Beide waren, sobald sie einmal die kleine Holztreppe heraufgestiegen, fast nicht wieder herabzubringen. Den größten Theil des Tages über lagen und spielten sie zusammen auf der Strohmatte zu meinen Füßen unter dem Tische. Später habe ich den Hund von Paris mit fortgenommen und lange Jahre hindurch als eine treue, liebevolle Erinnerung an jene Zeit der Einsamkeit bewahrt. Ich verlor ihn nicht ohne Thränen im Jahre 1820 auf der Reise durch die Wälder der pontinischen Sümpfe zwischen Rom und Terracina. Das arme Kind ist groß geworden und hat die

Kupferstecherkunst erlernt, welche es mit Talent in Lyon ausübt. Als er später einmal meinen Namen in seinem Laden erwähnen hörte, besuchte er mich und weinte vor Freuden, mich zu sehen, und vor Traurigkeit, zu hören, daß ich seinen Hund verloren hatte.

Armes Menschenherz, dem Alles, was sich einmal geliebt hat, nothwendig ist, und das Thränen desselben Wassers über den Verlust eines Königreichs, wie über den eines Thieres vergießt! —

XX.

Ich las während jener Tausende von Stunden, so zwischen dem Ofen, dem Schirme, dem Fensterchen, dem Kinde und dem Hunde eingeschlossen, alle Schriften des Alterthums wieder durch, mit Ausnahme der Dichter, mit denen wir in der Schule übersättigt worden waren und in deren Versen unsere ermatteten Augen damals nichts mehr als Cäsuren, lange und kurze Silben unterschieden. Dies ist die traurige Wirkung einer vorzeitigen Sättigung, die für die Seele des Kindes die farben- und duftreichste Blüthe des menschlichen Geistes verwelken läßt.

Ich las jedoch alle Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber in der Ursprache wieder und verehrte besonders diejenigen, welche in sich die drei Hauptkräfte der Intelligenz, die Darstellung, das Wort, die Reflexion — die Thatsache, die Rede, die Moralität — vereinigten. Tacitus und Thucydides vor allen Andern; sodann Machiavell, jenen erhabenen Arzt der Krankheiten der Reiche; sodann Cicero, das tönende Gefäß, welches Alles enthält, von den verborgenen Thränen des Menschen, des Gatten, des Vaters, des Freundes an, bis zu den Katastrophen Roms und der Welt und der tragischen Ahnung seines eigenen Geschicks. Cicero gleicht einem Seihgefäße, worin sich alle diese Gewässer auf einem göttlichen Boden der Philosophie und Heiterkeit absetzen und klären und das sich dann seine große Seele in Wogen der Beredtsamkeit, Weisheit, Frömmigkeit und Harmonie ergießen läßt. Ich hatte ihn bisher für einen großen, leeren Schwätzer gehalten, der in langen Perioden wenig Sinn verschließe, mich aber getäuscht. Er ist nach Plato der größte Beherrscher des Wortes im Alterthum, er schreibt den größten Styl aller Sprachen. Man hielt ihn für mager, weil er prächtig drapirt ist; raubt man ihm aber den Purpur, so bleibt doch immer noch eine große Seele, die alles das, was es zu seiner Zeit in Rom zu begreifen, zu fühlen

und auszusprechen gab, gefühlt, begriffen und ausgesprochen hat.

XXI.

Was Tacitus betraf, so wagte ich meine leidenschaftliche Liebe für ihn nicht zu bekämpfen; ich zog ihn selbst Thucydides, dem Demosthenes der Geschichte vor.

Thucydides stellt mehr dar, als daß er lebte und athmete. Tacitus ist nicht der Geschichtsschreiber, sondern der Inbegriff des Menschengeschlechts. Seine Erzählung ist der Eindruck der Thatsache in einem freien, tugendhaften, gefühlvollen Menschenherzen. Der Schauder, welchen er, wenn man ihn liest, auf der Stirn verbreitet, ist nicht blos das Schauern der Haut, sondern der Schauder der Seele. Sein Gefühl ist mehr als Rührung, es ist Mitleid; seine Urtheilssprüche sind mehr als Rache, sie sind die Gerechtigkeit selbst; seine Indignation ist mehr als Zorn, sie ist die Tugend. Man verschmilzt seine Seele mit der des Tacitus und fühlt sich auf die Verwandtschaft mit ihm stolz. Wollt Ihr Euern Söhnen das Verbrechen unmöglich machen, wollt Ihr ihre Phantasie mit der Leidenschaft für die Tugend erfüllen, so nährt sie mit den Schriften des Tacitus.

Wenn sie in dieser Schule keine Helden werden, so hat sie die Natur zu Feiglingen oder Lasterhaften gemacht. Ein Volk, dessen politisches Evangelium Tacitus wäre, würde sich über die gewöhnliche Höhe der Völker erheben und dereinst vor Gott das tragische Drama des Menschengeschlechts in seiner ganzen Größe und Majestät aufführen.

Was mich betrifft, so verdanke ich diesem Schriftsteller zwar nicht alle Fibern meines Fleisches, wohl aber die metallischen Saiten meines Wesens. Er ist es, der sie gestählt hat. Wenn jemals unsre gemeine Zeit die großartige, tragische Wendung der seinigen nehmen und ich ein würdiges Opfer einer würdigen Sache werden sollte, so würde ich sterbend sprechen:

„Gebt die Ehre meines Lebens und Todes dem Meister und nicht dem Schüler, denn Tacitus ist es, der in mir gelebt hat und stirbt!“

XXII.

Ich war den Rednern ebenfalls leidenschaftlich ergeben und studirte sie mit dem Vorgefühle eines Menschen, der dereinst zur Menge zu reden haben wird und im Voraus

die Tasten menschlicher Zuhörerversammlungen durchforschen muß.

Demosthenes, Cicero, Mirabeau und besonders Lord Chatam, der meinen Augen moderner und ergreifender erschien, als die übrigen, weil seine begeisterte, wahrhaft lyrische Beredtsamkeit eher ein Schrei des Herzens, als eine Stimme ist. Diese Beredtsamkeit schwingt sich über den beschränkten Zuhörerkreis und die Leidenschaften der Zeit auf den höchsten Flügeln der Poesie bis zu den Regionen der ewigen Wahrheit und des ewigen Gefühles auf. Chatam nimmt die Wahrheit aus der Hand Gottes und macht dieselbe nicht nur zum Lichte, sondern wahrhaft zum Blitze der Diskussionen. Unglücklicherweise sind von ihm, wie im Parthenon von Phidias, nur Trümmer, verstümmelte Köpfe, Arme, Rümpfe vorhanden. Wenn man aber diese Trümmer durch den Gedanken wieder zusammensetzt, so macht man daraus Wunder und Gottheiten der Beredtsamkeit. Ich stellte mir Zeiten, Umstände, Leidenschaften, Fora wie jene vor, die diese großen Männer erzeugt hatten, und sprach, wie Demosthenes zu den Wellen des Meeres, innerlich zu den Gebilden meiner Phantasie.

XXIII.

Zu dieser Zeit las ich zum ersten Male die Reden von Fox und Pitt. Ich fand Fox deklamatorisch, wiewohl prosaisch, und erblickte in ihm einen jener Streitköpfe, die nicht dazu geboren sind, zu sprechen, sondern zu widersprechen, jener Advokaten ohne Toga, deren Gewissen nur in ihrer Stimme liegt und die vor Allem für ihre Volksbeliebtheit plaidiren. Ich fühlte in Pitt den Staatsmann, dessen Worte Thaten sind und der in dem allgemeinen Zusammensturze Europa's fast allein sein Vaterland auf der Basis seines Verstandes und der Standhaftigkeit seines Charakters aufrecht erhält.

Pitt war Mirabeau ohne dessen Aufschwung, aber mit der Rechtschaffenheit, welche diesem mangelte. Mirabeau und Pitt wurden damals meine liebsten modernen Staatsmänner und sind es stets geblieben.

Montesquieu erschien mir neben ihnen als ein gelehrter, sinnreicher und systematischer Abhandlungsschreiber, Fenelon göttlich aber chimärisch, Rousseau leidenschaftlicher als begeistert, mehr im Besitz eines großartigen Instinktes als

großartiger Wahrheit, Bossuet als eine goldene Zunge, aber kriechende Seele, die im Benehmen und der Sprache vor Ludwig XIV. den Despotismus eines Arztes mit der Gefallsucht eines Hofmannes vereinigt.

Von diesen historischen und oratorischen Studien ging ich natürlicher Weise zur Politik über. Das Gefühl des kaum zerbrochenen Joches des Kaiserreichs und der Abscheu vor der Militärherrschaft, unter der wir gelitten hatten, machte mich der Freiheit geneigt. Die Erinnerungen meiner Familie, der Trieb der Freundschaft, die großartigen Seelenempfindungen, welche die Lage der vom Throne auf das Schaffot und in das Exil gehenden, aus der Verbannung auf den Thron steigenden königlichen Familie, der in dem Palaste ihrer Väter verwais'ten Prinzessin, der durch ihr Unglück eben so wie durch ihre Ahnen erhabenen Greise, der Prinzen, deren Jugend und früh erlittene Unglücksfälle Alles von ihnen zu hoffen gestattete, erregten, Alles dies ließ mich wünschen, daß sich der alte Thron und die neue Freiheit mit dem Königthume unsrer Väter vertragen möchten. Die Regierung würde auf diese Weise die beiden größten Blendungsmittel der menschlichen Dinge, das Alterthum und die Neuheit, die Erinnerung und die Hoffnung

für sich gehabt haben. Es war ein schöner, meinem Alter verzeihlicher Traum.

Mit jedem Morgen zerstreute sich ein Theil davon in meinem Geiste. Ich sah mit Schmerz, daß die alten Formen neue Ideen nur schwer aufnehmen und daß sich die Monarchie und die Freiheit nicht ohne ein ewiges Hinundherziehen in demselben Staate vereinigt finden können, daß dieses Hinundherziehen die Kräfte des Staates erschöpfen, die Monarchie ewig verdächtig und die Freiheit ewig verrathen sein würde.

XXIV.

Von diesen allgemeinen Studien ging ich mehrere Monate hindurch zu einem anderen Zweige der Forschung über, welcher meinen Geist um so mehr beschäftigte, als er seiner Natur nach trockner, unfruchtbarer, erkältender und ferner von dem Herzen eines jungen, Phantasie- und Liebetrunkenen Menschen war.

Ich spreche von der Staatswirthschaftlehre, oder der Wissenschaft von dem Reichthum der Nationen. V*** beschäftigte sich damit mehr aus Neugierde, als um sie ernst-

lich zu studiren. Seine Tische und Bücherbreter waren mit den bis dahin über diese Wissenschaft geschriebenen italienischen, englischen und französischen Büchern bedeckt. Wir lasen dieselben gemeinschaftlich, indem wir sie besprachen und die Reflexionen, welche sie in uns anregten, niederschrieben.

Diese Wissenschaft, welche damals und noch jetzt mehr Axiome als Wahrheiten aufstellt und mehr Probleme aufgiebt, als sie löst, besaß für uns gerade den Reiz des Geheimnisses und lieferte uns überdies endlosen Stoff zu jenen Lippengesprächen, welche den Verstand anregen, ohne den Grund der Seele zu zerstreuen, und während des Sprechens die Gegenwart einer geheimen, endlosen, auf dem Boden des Herzens verborgenen Idee zu fühlen gestatten, eine Art von Räthseln, deren Wort man sucht, ohne mit zu großem Interesse nach der Lösung zu streben.

Nachdem wir alles Das, woraus damals diese Wissenschaft bestand, gelesen, durchgesprochen und aufgezeichnet hatten, glaubte ich einige theoretische Grundsätze zu entdecken, die im Allgemeinen richtig, in der Ausführung zweifelhaft, in der Prätension sich zu dem Range absoluter Wahrheiten zu erheben, von grundlosem Ehrgeiz häufig in ihren Formeln leer oder lügnerisch waren. Ich wußte nichts darauf

zu antworten, aber mein Streben nach Ueberzeugung war nicht vollkommen befriedigt. Ich warf die Bücher bei Seite und erwartete das Licht.

Diese Wissenschaft war damals noch nicht ausgebildet. Bisher nur auf Experimenten beruhend, besaß sie weder Jahre noch Reife genug, um so viel behaupten zu können. Sie ist seitdem gealtert und verspricht den Staatsmännern einige Dogmen, die sich mit Mäßigung auf die menschliche Gesellschaft anwenden lassen, einige Quellen des Wohlstandes und noch einige weitere Bande der Freundschaft zwischen den Völkern anzuknüpfen.

XXV.

Jene ernsten Studien vermischte ich mit demjenigen, welches mich seit meiner Jugend stets am Meisten angezogen hatte, dem der Diplomatik oder der Verhältnisse der Regierungen zu einander.

Ein Zufall eröffnete mir ihre Quellen.

Ich hatte während meines Studiums der Staatswirthschaft eine gegen 100 Seiten starke Brochüre über eine damals alle Geister beschäftigende Frage geschrieben. Der

Titel dieser Brochüre lautete: „Welche Stelle kann in Frankreich der Adel in einer konstitutionellen Regierung einnehmen?“ — Ich behandelte diese in jenem Augenblicke sehr zarte Frage mit ziemlich richtigem Instincte des gesunden Menschenverstandes, welchen mir die Natur verliehen, und mit der Unparteilichkeit eines jungen unabhängigen Geistes, welcher sich ohne Mühe über die Eitelkeit von oben, den Neid von unten und die Vorurtheile seiner Zeit erhebt.

Ich sprach mit Liebe vom Volke, mit Verstand von den Gesetzen, mit Achtung von dem historischen Adel, dessen Name so lange Zeit der Ruhm Frankreichs selbst auf den Schlachtfeldern, auf den Richterstühlen und im Auslande gewesen sind.

Ich kam auf den Schluß, jedes andere Privilegium als das unvernichtbare Gedächtniß der Völker zu unterdrücken, forderte eine wählbare Pairie und bewies, daß es in einem freien Lande keinen andern Adel als den der Wahl, den ewigen Anreiz zum Dienste des Vaterlandes und die zeitliche Belohnung des Verdienstes oder der Tugend der Bürger gäbe.

Julie, der ich dieses Manuscript geliehen hatte, um ihr eine Hälfte an meinen Arbeiten wie von meinem Leben zu

gewähren, hatte es einem ausgezeichneten Manne ihres engeren Umgangs, für dessen Urtheil sie ungemeine Unterwürfigkeit bewies, zum Lesen mitgetheilt. Es war Herr M***, der würdige Sohn des berühmten Mitglieds der Constitutante, der lange Geheimsecretair des Kaisers gewesen, damals constitutioneller Royalist war, einer jener Geister, die keine Jugend besitzen, sondern reif geboren werden und jung sterben, indem sie eine große Leere in ihrer Zeit zurücklassen.

Herr M*** fragte, nachdem er meine Arbeit gelesen, welcher Staatsmann diese Blätter geschrieben habe. Sie lächelte und gestand ihm, daß sie das Werk eines sehr jungen Menschen seien, der weder Namen noch Erfahrung, noch Antecedenzien in den Geschäften besitze. Herr M*** verlangte mich zu sehen, um es zu glauben. Ich wurde ihm vorgestellt. Er bewies mir ein Wohlwollen, welches sich in Freundschaft verwandelte und sich bis zu seinem Todesbette nie verringert hat. Ich ließ diese Arbeit nicht drucken, Herr M*** stellte mich aber seinem Freunde, dem Herrn de Reyneval, einem erleuchteten Geiste, offenen Herzen, anziehenden und witzigen, wiewohl arbeitsamen und ernsten Verstande war. Er war damals die Seele unsrer auswärtigen Angelegenheiten und ist später als Gesandter in Madrid gestorben.

Herr de Reyneval, der meine Arbeit gelesen hatte, empfing mich in seinem Hause mit der aufmunternden Grazie und dem herzlichen Lächeln, wodurch die Entfernung verwischt und mit dem ersten Blicke das Herz eines jungen Mannes erobert wird. Er war einer jener Männer, von denen man gern lernt, weil sie sich die Miene geben, während sie lehren, sich auszusprechen und zu geben, statt aufzudrücken. Man lernte Europa durch einige Morgengespräche mit diesem anziehenden Manne besser kennen, als aus einer ganzen diplomatischen Bibliothek. Er besaß den Tact, das angeborene Genie der Unterhandlungen. Ich verdanke ihm den Geschmack an jenen hohen Geschäften, welche er betrieb, indem er ihre Wichtigkeit fühlte, aber ohne ihr Gewicht zu fühlen zu scheinen. Seine Kraft machte ihm Alles leicht, seine Leichtigkeit verlieh den Geschäften Reiz und Anmuth. Er bestärkte in mir den Wunsch, in die diplomatische Carriere zu treten, führte mich selbst bei dem Archivdirector Herrn D'Hauterive ein und autorisirte ihn, mir die Sammlungen unsrer Staatsverhandlungen zu eröffnen.

Herr D'Hauterive, der bei seinen Depeschen ergraut war, stellte die unveränderliche Ueberlieferung und das lebende Dogma unsrer Diplomatie vor. Mit seiner imposanten Gestalt, seiner dumpfen Stimme, seinen dichten gepuderten

Haaren, seinen langen, über ein tiefliegendes, glanzloses Auge herabhängenden Augenwimpern, besaß er das Wesen eines seine Weisheit aussprechenden Jahrhunderts. Er nahm mich väterlich auf, glücklich mir die Erbschaft seiner alten wissenschaftlichen Ersparnisse hinterlassen zu können; und gestattete mir unter seinen Augen in seinem Cabinet zu lesen, zusammenzutragen, zu arbeiten und Anmerkungen zu machen.

Ich begab mich zweimal in der Woche zu ihm, um unter seinen Augen einige Stunden lang zu arbeiten. Ich denke gern an dieses frische, kräftige Alter, welches sich so einem jungen Manne, dessen Namen es nicht einmal wußte, hingab. Herr D'Hauterive starb während des Julikampfes im Jahre **1830** und beim Donner der Kanonen, welche die Politik des bourbonischen Hauses zugleich mit den Verträgen von **1815** zerrissen.

XXVI.

Von dieser Art waren die wissenschaftlichen einsamen Beschäftigungen meiner Tage. Ich wünschte nichts mehr, selbst mein Ehrgeiz, in irgend eine Laufbahn zu treten, war

im Grunde nur der Ehrgeiz meiner armen Mutter und der Schmerz, ihr ihren Diamant zu verwenden, ohne ihr dafür eine Ausgleichung durch Verbesserung meines Schicksales zu gewähren. Wenn man mir in diesem Augenblicke eine Gesandtschaft angeboten hätte unter der Bedingung, daß ich Paris verlasse, oder einen Palast, um dafür meine Matratze im düstern Vorzimmer aufzugeben, so würde ich die Augen geschlossen haben, um das Glück nicht zu sehen, sowie die Ohren, um es nicht zu hören.

Ich war in meiner Dunkelheit zu glücklich über den allen Andern unsichtbaren Strahl, welcher meine Nacht erleuchtete und erwärmte.

Mein Glück ging auf, wenn der Tag niedersank. Ich speis'te gewöhnlich allein in meiner Zelle; mein Mahl bestand gewöhnlich aus Brot, einem Stücke mit Gemüse gewürztem Rindfleisch und etwas Wurzelsallat. Ich trank nur Wasser, um die Ausgabe für Wein zu ersparen, der doch mitunter so nöthig ist, um das fade und oft sogar übelriechende Pariser Wasser zu verbessern. So waren einige zwanzig Sous des Tages für mein Mittagsessen hinreichend, und ernährten mit mir noch den armen Hund, welcher mich adoptirt hatte. Nach dem Essen warf ich mich vom Arbeiten und der Einsamkeit erschöpft auf das Bett und kürzte so durch den

Schlaf die langen nächtlichen Stunden ab, welche mich noch von dem einzigen Augenblicke trennten, mit dem für mich wahrhaft die Zeit begann, Stunden, die die jungen Leute meines Alters, wie ich vor meiner Umwandlung selbst gethan hatte, in den Theatern, an öffentlichen Orten und unter den kostspieligen Zerstreuungen einer Hauptstadt zuzubringen pflegen.

Um eilf Uhr erwachte ich. Ich kleidete mich mit der anständigen Einfachheit eines jungen Mannes an, der durch seinen Wuchs, sein Gesicht und die vom Kamme gekräuselten Haare mit Wenigem schon geschmückt ist. Reinliches Schuhwerk, weiße Wäsche, ein stets schwarzer, mit eignen Händen ausgebürsteter Rock, gleich dem Costüm der jungen Schüler des Mittelalters, ein in großen Falten über die Schulter geworfener und die Kleidung vor dem Schmutze der Straße schützender Militairmantel; dies war das einfache, gleichförmige und anspruchslose Costüm, welches, ohne meine Lage zu verrathen, weder Luxus noch Armuth affectirte und mir gestattete, aus meiner Einsamkeit in einen Salon zu gehen, ohne die Augen der Gleichgiltigen anzuziehen, aber auch ohne sie zu verletzen.

Ich ging zu Fuße aus, denn die Ausgabe für eine Miethkutsche würde mir auf einen Tag die Mittel zum

Leben verzehrt haben. Ich folgte den Trottoirs, strich an den Mauern hin, vermied die Nähe der Wagen und ging langsam und auf den Fußspitzen, um mein Costüm vor dem Schmutze zu bewahren, welcher in dem lichterhellten Salon den bescheidenen Fußgänger verrathen haben würde. Ich beeilte mich nicht, denn ich wußte, daß Julie allabendlich die Freunde ihres Gatten in ihrem Zimmer oder Salon empfing. Ich wollte warten, bis der letzte Wagen von der Thür abgerollt sei, ehe ich selbst anklopfte. Ich hatte diese Zurückhaltung angenommen, nicht nur um Bemerkungen über das häufige Kommen eines jungen Mannes in das Haus einer so jungen und schönen Frau zu vermeiden, sondern hauptsächlich auch ihren Blick und ihre Worte mit Gleichgiltigen nicht zu theilen, deren Unterhaltung sie zu dieser Stunde ausstehen und sogar im Gange erhalten mußte. Es schien mir, als ob Jeder von ihnen mir einen Theil ihrer Gegenwart und ihrer Seele raube. Sie sehen, sie hören, und nicht allein besitzen, war mir zuweilen entsetzlicher, als sie gar nicht zu erblicken.

XXVII.

Ich ging, um die Zeit todtzuschlagen, von einem Ende der Juliens Wohnung fast gegenüberliegenden Brücke zum

andern, auf und ab. — Wie viel tausend Male habe ich nicht die unter meinen Füßen widerhallenden Pfosten dieser Brücke gezählt! — Wie viele Geldstücke habe ich beim Hin- und Wiedergehen in die Blechtasse des armen in Regen und Schnee an der Brustwehr der Brücke sitzenden Blinden geworfen! —

Ich betete, daß mir meine im Herzen des Armen und von da im Ohre Gottes widerhallende Obole zur Belohnung das Fortgehen eines Zudringlichen, welcher mein Glück und die Sicherheit eines langen Abends verzögerte, verschaffen möge. —

Julie, die meine Abneigung gegen den Anblick von Fremden bei ihr kannte, hatte mit mir ein Signal verabredet, wodurch ich schon von Ferne erkennen konnte, ob sich Fremde in ihrem kleinen Salon befanden oder nicht. War Besuch da, so hatte sie die beiden innern Läden des Fensters geschlossen und ich sah zwischen denselben nur schwaches Kerzenlicht hervorschimmern. Waren es nur ein paar vertraute Freunde, die sich bald entfernen wollten, so schloß sie nur einen Flügel. Wenn endlich Alle fort waren, so öffneten sich beide Flügel sowohl als auch die Vorhänge und ich konnte vom andern Ufer aus den Schein der auf den Tisch, an

welchem sitzend und lesend oder schreibend sie mich erwartete, gestellten Lampe erkennen.

Meine Augen verloren dieses ferne Licht, das unter den tausend Lichtstrahlen aus Fenstern, Läden, Laternen und Wagen, Kaffeehäusern und jenen beweglichen oder unbeweglichen Feueralleen, die des Nachts die Straßen von Paris erhellen, allein sichtbar und verständlich war. Alle übrigen Lichter verschwanden für mich; es gab auf Erden keinen andern Glanz, am Firmamente kein anderes Gestirn mehr als das kleine runde Fenster, welches einem Auge glich, das mich in der Finsterniß suchte und nach dem meine Augen, Gedanken und meine ganze Seele ohne Unterlaß und ausschließlich zugerichtet war! —

O, unbegreifliche Macht jener unendlichen Natur des Menschen, welche den Raum von tausend Welten ausfüllen und ihn noch zu eng für seine Universalität finden kann, oder die sich in einem einzigen kleinen, durch den Nebel eines Flusses aus dem Ocean der Feuer einer ungeheuern Stadt herüberglänzenden Lichtpunkte concentrirt und ihre Unendlichkeit an Wünschen, Gefühlen, Verständniß und Liebe in diesem einzigen Lichte findet, dessen Glanz kaum mit dem des Johanniswürmchens einer Sommernacht in die Schranken treten kann! Wie viele Male habe ich mir nicht dies gesagt,

während ich bis an die Augen verhüllt, über meine düstere Brücke hin und her ging! — Wie viele Male habe ich mir nicht bei der Betrachtung jenes in der Ferne glänzenden Fensterchens ausgerufen:

„O Gott! hauche auf alle Lichter der Erde, verlösche alle Leuchtkugeln des Himmels, aber laß mir ewig diesen schwachen Schein, den geheimnißvollen Stern zweier Existenzen leuchten. Dieses Licht wird alle Welten zur Genüge erhellen und eine ganze Ewigkeit hindurch für meine Augen hinreichend sein!“

Ach, ich habe seitdem diesen Stern meiner Jugend, diesen Heerd meiner Augen und meines Herzens verlöschen sehen! — Ich sah die Fensterläden Jahrelang über der gespenstigen Dunkelheit des kleinen Zimmers geschlossen, dann wieder sah ich sie eines Tages, eines Jahres geöffnet, dann wagte ich hinzublicken, um nachzusehen, wer es wage, da zu leben, wo sie geweilt hatte, und erblickte an Sommertagen an diesem vom Sonnenscheine übergossenen und mit Blumenstöcken gezierten Fenster ein junges, unbekanntes Weib, mit einem Säugling spielen und ihn anlächeln, ohne zu ahnen, daß sie auf einem Grabe spiele, daß ihr Lächeln sich in den Augen eines Vorübergehenden in Thränen verwandle und daß dieses Leben eine Ironie des Todes sei! —

Später bin ich oft des Nachts zurückgekehrt und komme noch jetzt wieder jährlich mit furchtsamen Schritten an diese Mauer, berühre diese Thür, setze mich auf die Steinbank, um die Lichter dort oben zu betrachten und auf das Geräusch darin zu lauschen und mir einen Augenblick vorzustellen, daß ich den Schein ihrer Lampe sehe, den Ton ihrer Stimme höre, daß ich an die Thüre klopfen werde, wo sie mich erwartet und hinaufsteigen müsse! —

O Gedächtniß, bist Du eine Wohlthat des Himmels oder eine Qual der Hölle? —

Doch Verzeihung, mein Freund, ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf, da Du es so verlangst.

XXVIII.

Julie hatte mich am Tage nach meiner Ankunft dem Greise vorgestellt, welcher Vaterrechte auf sie hatte und dessen letzte Tage sie mit den Strahlen ihrer Seele, ihrer Zärtlichkeit und Schönheit verklärte.

Er nahm mich wie einen zweiten Sohn auf. Er kannte durch sie unser Zusammentreffen in Savoyen, unsere

geschwisterliche Liebe zu einander, unsere tägliche Correspondenz und die durch die Gleichheit unserer Instinkte, unsers Lebensalters und unsrer Gefühle entstandene Verwandtschaft unsrer Seelen. Er kannte die übermenschliche Reinheit der Liebe, welche uns die Natur und die Gesellschaft nie zu ändern gestattete. Er besaß weder Unruhe, noch Eifersucht außer der für das Glück, den Ruf und das Leben seiner Mündel.

Er fürchtete indeß, daß sie durch die ersten Blicke, welche zuweilen die Offenbarung, mitunter aber auch die Täuschung junger Frauen sind, getäuscht worden sein und ihr Herz einem nur durch ihre Phantasie erschaffenen Manne gegeben haben könne. Meine Briefe, aus denen sie ihm viele Stellen vorgelesen, hatten ihn indeß ein wenig beruhigt; mein Gesicht konnte ihm allein sagen, ob die in meinen Briefen ausgesprochenen Gefühle Natur oder Kunst seien, denn der Styl kann lügen, das Gesicht aber nie.

Der Greis erforschte mich mit der etwas unruhigen Aufmerksamkeit, welche man hinter einem nachdenkenden Blicke zu verbergen sucht. Je länger er mich aber betrachtete und befragte, desto offner sah ich seinen Blick werden, sich von innerer Zufriedenheit erhellen, Vertrauen und Willkommen aussprechen und mit jener Sicherheit und Liebkosung

der Augen auf mir verweilen, welche das stumme, aber beste Wort des Willkommens bei einer ersten Zusammenkunft ist. Der brennende Wunsch, dem Greise zu gefallen, die einem jungen Manne natürliche Bescheidenheit, der das Schicksal seines Herzens von dem über ihn zu fällenden Urtheile erwartet, die Furcht, daß mir dieser Eindruck feindlich sein könne, die Gegenwart Juliens, die mich zugleich beunruhigte und ermuthigte; alle diese in der Bescheidenheit meiner Haltung und der Röthe meiner Wangen lesbaren Nuancen des Gedankens sprachen ohne Zweifel besser für mich, als es meine Worte je im Stande gewesen sein würden.

Der Greis erfaßte meine Hände mit wahrhaft väterlicher Geberde und sagte:

„Beruhigen Sie sich und zählen Sie in diesem Hause auf zwei Freunde statt eines. Julie hätte keinen bessern Bruder und ich keinen bessern Sohn wählen können.“

Er umarmte mich und wir plauderten zusammen, als ob er mich seit meiner Kindheit kenne, bis zu dem Augenblicke, wo ein alter Diener regelmäßig alle Abende mit dem Schlage zehn Uhr kam, um ihm den Arm zu reichen und ihn auf der Treppe stützend, in sein Zimmer zurückzuführen.

XXIX.

Es war ein schönes anziehendes Greisenalter, in dem man weiter nichts wünschte, als die Sicherheit des morgenden Tages. Dieses vollkommen uneigennützige und väterliche Greisenthum verletzte neben der jungen Frau den Blick nicht im Geringsten. Es war ein über den Glanz des Morgens verbreiteter Abendschatten; aber man fühlte, daß dieser Schatten ein schützender war und der Jugend, Unschuld und Schönheit Zuflucht gewährte, ohne sie welk zu machen.

Die Gesichtszüge dieses berühmten Mannes waren regelmäßig wie die reinen Linien antiker Profile, welche die Zeit ein wenig abmagert, ohne sie zu verändern. Seine großen blauen Augen besaßen den milden, aber durchdringenden Blick einer abgenutzten Sehkraft, welche durch einen leichten Nebel schaut. Sein Mund war fein, wie ein halb ausgesprochenes Wort, munter wie das Lächeln eines Vaters gegen seine Kinder, seine durch das Studium und das Alter verdünnten Haare besaßen die Geschmeidigkeit und Lockigkeit des Schwanenflaums. Seine Hände waren dünn und weiß, wie die Marmorhände der Statue des sterbenden, von Paulinen Abschied nehmenden Seneka. Sein durch

lange Geistesarbeiten abgemagertes und erblaßtes Gesicht hatte keine Falten, weil es nie Fleisch besessen hatte. Einige blaue, fast blutlose Adern schlängelten sich auf seinen abgemagerten Schläfen hin, seine Stirn, derjenige Theil des Gesichts, welchen die Gedanken bilden und poliren, wie die letzte Schönheit des Menschen, warf den Feuerschein des Kamins zurück. Die Wangen besaßen die Zartheit der Haut, die Durchsichtigkeit der Farbe eines Gesichtes, welches im Schatten des Hauses gealtert und nie von der Sonne und dem Winde gebräunt wurde, den Frauenteint, der gegen das Ende des Lebens die Physiognomie der Greise verweiblicht und ihnen etwas Aetherisches, Flüchtiges und Unergreifbares verleiht, wie einen Schatten, den man durch einen zu starken Hauch zu verflüchtigen fürchten müßte; seine reifen, nachdenklichen, von Natur in kurze bezeichnende, lichtvolle Sätze eingerahmten Worte besaßen die Bestimmtheit eines Mundes, welcher beim Diktiren oder Schreiben die Form seiner Gedanken lange gewählt hat. Er unterbrach dieselben durch lange Zwischenräume, wie um ihnen Zeit zu geben, in das Ohr Derjenigen, welche ihn hörten, zu dringen und von ihrem Geiste genossen zu werden. Er würzte dieselben durch eine stets graziöse, nie cynische Munterkeit, wie mit leichten Flügeln, auf denen er von Zeit zu Zeit absichtlich das Gespräch erhob,

um es zu hindern, sich unter der zu anhaltenden Last der Ideen zu beugen.

XXX.

Nach einigen Tagen betete ich diesen weisen, herrlichen Greis fast an. Wenn ich alt werden sollte, so würde ich wünschen, gleich ihm zu altern. Eine einzige Rücksicht betrübte mich bei seinem Anblicke, nämlich die, daß er mit heiterem Schritte dem Tode zuging, ohne an die Unsterblichkeit zu glauben.

Die Naturwissenschaften, deren Studium er sich lange hingegeben, hatten seinen Geist gewöhnt, sich ausschließlich dem Urtheile seiner Sinne zu vertrauen; was sich nicht begreifen ließ, existirte für ihn nicht; was nicht zu berechnen war, besaß in seinen Augen kein Element der Gewißheit. Die Welt bestand für ihn aus Materie und Zahlen; letztere waren sein Gott, die Naturerscheinungen seine Offenbarungen, die Natur seine Bibel und sein Evangelium. Seine Tugend war der Instinkt; er sah aber nicht ein, daß die Zahlen, die Naturerscheinungen, die Natur und Tugend nur auf dem Vorhange des Tempels verzeichnete Hieroglyphen

sind, deren gleichmäßige Bedeutung die der Gottheit ist. Er gehörte zu den erhabenen, aber widerspenstigen Geistern, die mit wunderbarer Leichtigkeit eine Stufe der Wissenschaft nach der andern besteigen, ohne jemals die letzte, welche zu Gott führt, betreten zu wollen!

XXXI.

In wenigen Tagen hatte dieser zweite Vater eine solche Anhänglichkeit für mich gefaßt, daß er mir zuweilen des Morgens in seiner Bibliothek Unterricht in den erhabenen Wissenschaften ertheilen wollte, die ihn berühmt gemacht hatten und jetzt seine Erholung bildeten. Ich kam also von Zeit zu Zeit des Morgens zu ihm.

Julie fand sich oft zu denselben Stunden ein; es war ein seltenes, rührendes Schauspiel, diesen Greis in der Mitte seiner Bücher, den Denkmälern der menschlichen Wissenschaften und der Philosophie, deren Blätter er sein ganzes Leben hindurch erschöpft hatte, zu erblicken, wie er einem jungen, hinter ihm stehenden Manne die Geheimnisse der Natur und des Gedankens eröffnete, während ein schönes, jugendliches Weib, wie die Beatrice des Florentiner Dich-

ters, jene idealisirte Philosophie, jene liebeglühende Weisheit, diesem Greise zum ersten und ihrem jungen Bruder zum Mitschüler diente.

Sie trug die Bücher herbei, durchblätterte die Seiten, bezeichnete die Kapitel mit ihrem schönen, rosigen Finger, wandelte zwischen den Erd- und Himmels-Globen, den Instrumenten und Bücherhaufen umher, durch den Staub der menschlichen Wissenschaft hin; sie glich der Seele der Natur, die sich von der Materie befreite, um sie in Flammen zu setzen und zum Brennen und Lieben zu bringen.

Ich begriff und lernte in wenigen Tagen mehr, als früher durch jahrelange, trockene, einsame Studien. Die häufige Kränklichkeit des hohen Alters des Lehrers unterbrachen diese Gespräche und Frühstunden nur zu oft.

XXXII.

Ich fuhr jedoch fort, alle Abende zu kommen, um einen Theil meiner Nächte in der Unterhaltung mit der, welche allein Tag und Nacht, Zeit und Ewigkeit für mich war, zuzubringen. Wie ich bereits gesagt habe, kam ich in dem Augenblicke, wo die ungelegenen Besucher ihren Salon verließen.

Zuweilen blieb ich stundenlang auf der Brücke oder dem Quai, wo ich abwechselnd umherging oder stehen blieb und umsonst wartete, bis sich der innere Laden ganz oder zur Hälfte öffnete, um mir den stummen Ruf, über den wir uns vereinigt hatten, zukommen zu lassen. Wie vielen trägen Wellen der Seine, die unter die Brückenbogen die zitternden Strahlen des Mondes oder den Widerschein der Fenster in der Stadt mit sich forttrugen, bin ich nicht in ihrer Flucht gefolgt! — Wie viele von den Glocken naher oder benachbarter Kirchen angeschlagene Stunden und halbe Stunden habe ich nicht, sie wegen ihrer Langsamkeit verwünschend, oder wegen ihrer zu schnellen Eile anklagend, so gezählt!

Ich kannte die Töne der Erzzungen aller Thürme in Paris. Es gab unter jenen Tagen glückliche und unglückliche. Zuweilen konnte ich hinaufgehen, ohne auch nur einen einzigen Augenblick warten zu müssen. Ich traf bei ihr Niemand als ihren Gatten, der die ihn zum Schlummer vorbereitenden Stunden in munteren Erzählungen und milden Plaudereien verbrachte. Zuweilen traf ich nur einen oder zwei Freunde des Hauses, die auf einen Augenblick hereinkamen, um die Neuigkeiten oder Bewegungen des Tages mitzutheilen und der Freundschaft die Erstlinge ihrer sodann in den politischen Salons beendigten Abende zu gewähren.

Es waren gewöhnlich die berühmtesten Männer und ausgezeichnetsten Redner der beiden Kammern: Suard, Bonald, Mounier, Reyneval, Lally-Tollendal, der Greis mit der Jünglingsseele, Layné, der reinste Abdruck der antiken Tugend und Beredsamkeit, welchen ich je in unserer modernen Zeit verehrt habe, ein Römer im Herzen, in der Sprache und der äußern Erscheinung, dem nichts als die Toga mangelte, um zum Cicero oder Cato seiner Zeit zu werden.

Ich lernte diese Incarnation eines großen Bürgers mit der zärtlichsten Achtung und Anbetung lieben. Layné zeichnete mich selbst durch manchen Blick und manches Wort der Vorliebe aus; er wurde später mein Lehrer. Wenn ich dereinst dem Vaterlande zu dienen und die Rednerbühne zu füllen bestimmt sein sollte, so würde sich mir die Erinnerung an seine Vaterlandsliebe und Beredsamkeit als ein Muster, das ich, ohne Hoffnung, ihm gleichzukommen, von ferne nachahmen möchte, vorstellen.

Diese Männer folgten einander also an dem Arbeitstischchen Juliens, die halb auf dem Sopha ausgestreckt lag. Ich hielt mich achtungsvoll und schweigsam in einer Ecke des Zimmers weit von ihr, zuhörend, nachdenkend, bewundernd oder mißbilligend, aber selten die Lippen öffnend, wenn ich nicht befragt wurde, und auch dann nur einige halblaute,

schüchterne und zurückhaltende Worte in die Unterhaltung mischend.

Ich habe stets bei tief eingewurzelten Ueberzeugungen an der größten Verlegenheit gelitten, dieselben vor den Menschen auszusprechen. Jene erschienen mir an Alter und Autorität unendlich überlegen. Die Achtung für die Zeit, das Genie und den Ruhm bildet einen Theil meiner Natur; ich werde von einem Strahle des Ruhmes geblendet. Ein weißes Haar imponirt mir; ich neige mich gern vor einem berühmten Namen. Ich habe oft durch diese Zaghaftigkeit viel von der Schätzung, auf die ich Anspruch machen konnte, verloren, dieselbe jedoch nie bedauert. Dieses Gefühl der Vorzüge Anderer ist in der Jugend wie in jedem Alter gut, es erhöht das Ideal, nach welchem man strebt, das Selbstvertrauen ist eine Insolenz gegen die Natur und die Zeit.

Wenn dieses Bewußtsein der Superiorität Anderer eine Täuschung ist, so ist es wenigstens eine solche, die die Menschheit größer macht und besser als die, welche sie verkleinert. Man bringt sie leider schnell genug zu ihren richtigen traurigen Verhältnissen herab.

Diese Männer beachteten mich anfangs wenig. Ich sah sie sich zuweilen zu Julien neigen und sie leise fragen, wer der junge Mensch sei. Mein nachdenkendes Gesicht

und die bescheidene Unbeweglichkeit meiner Haltung schien sie in Erstaunen zu setzen und ihnen zu gefallen. Sie näherten sich mir allmählig und richteten mit wohlwollender Geberde einige Worte nach mir hin. Dies war eine indirekte Aufmunterung, mich in das Gespräch zu mischen, was ich mit wenigen Worten that, um ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken, aber ich kehrte schnell in meinen Schatten und meine Schweigsamkeit zurück, da ich die Unterhaltung zu verlängern befürchtete, wenn ich sie aufnähme.

Ich betrachtete dieselben nur als den Rahmen eines Gemäldes. Das einzige wahre Interesse lag für mich in dem Gesicht, dem Worte und der Seele Derjenigen, welche mir ihre Gegenwart raubte.

XXXIII.

Mit welch inniger Freude und welchem Herzklopfen sah ich sie aber das Zimmer verlassen, hörte ich im Hausgange das Rollen des Wagens, welcher endlich den Letzten von ihnen forttrug.

Wir blieben allein. Die Nacht war bereits vorgerückt, die Sicherheit unserer einsamen Stunden vermehrte sich mit

jedem der Mitternachtsstunde näher kommenden Schritte des Minutenzeigers auf dem Zifferblatte der Standuhr. Man hörte nur noch das in seltenen langen Zwischenräumen ertönende Rasseln eines verspäteten Wagens auf dem Pflaster des Quai's oder das Schnarchen des auf einer Bank in der Hausflur am Fuße der Treppe schlafenden alten Hausmanns.

Wir betrachteten einander, ohne zuerst sprechen zu können, wie über unser Glück erstaunt. Ich näherte mich dem Tische, an dem Julie bei ihrer Lampe eine Frauenarbeit verrichtete. Die Arbeit entsank ihren zerstreuten Fingern, unsre Blicke erheiterten sich, unsere Lippen lös'ten sich, unsre Herzen strömten über, unsre, wie durch eine zu enge Oeffnung zurückgehaltene Wellen, gedrängten Worte flossen anfangs nur langsam dahin und ergossen den Strom unserer Gedanken nur tropfenweis. Wir konnten in der Verwirrung der Dinge, welche wir einander mitzutheilen hatten, nicht schnell genug diejenigen wählen, welche zu enthüllen es uns am meisten drängte. Zuweilen trat durch den Ueberfluß und das Uebermaß an Worten, die sich in unserm Herzen zusammenhäuften, ohne dasselbe verlassen zu können, ein langes Schweigen ein; sodann begannen sie langsam zu fließen, wie die ersten Tropfen, welche die Wolke zum Ausbruche bringen. Diese ersten Worte riefen andere ihnen antwortende nach sich.

Der Klang der Stimme des Einen zog den des Andern nach, wie ein fallendes Kind das andere, welches sich an ihm festhält, mit niederreißt. Unsere Worte verschmolzen sich auf einen Augenblick ohne Ordnung, Antwort und Folge, da Keines von Beiden dem Andern das Glück lassen wollte, ihm im Ausdrucke eines gemeinschaftlichen Gefühles vorauszueilen und Jedes das, was es von seinen Gedanken seit dem gestrigen Gespräche oder dem Briefe des Morgens enthüllte, zuerst empfunden zu haben glaubte.

Dann ließ endlich dieses wogende Ueberströmen, über das wir errötheten und lachten, nach und wich einer ruhigern Ergießung unserer Lippen, die zusammen oder abwechselnd die Fülle ihrer Ausdrücke von sich gaben.

Es war ein fortwährendes murmelndes Ueberströmen der Seele des Einen in die des Andern, ein rückhaltsloser Austausch unserer beiden Naturen, eine vollkommene Verwandlung ihrer in mich und meiner in sie durch die gegenseitigen Mittheilungen alles Dessen, was in uns lebte, fühlte, dachte oder glühte.

Es haben gewiß nie zwei in ihren Blicken und selbst Gedanken so vorwurfsfreie Wesen ihre Herzen unverhüllter einander gezeigt und körperloser den geheimnißvollsten Grund ihrer Gefühle enthüllt. Diese unschuldige Nacktheit unserer

Seelen blieb keusch, wenn auch entschleiert. Sie glich dem Lichte, welches Alles zeigt und nichts besudelt. Wir hatten einander nichts zu enthüllen, als die fleckenlose Liebe, welche uns zugleich entzündete und reinigte.

Diese Liebe erneuerte sich durch ihre Reinheit selbst ohne Unterlaß mit dem gleichen Lichte in der Seele, dem gleichen Thau in den Augen, dem gleichen jungfräulichen Dufte der ersten Blüthe. Ein Tag glich dem andern, alle Augenblicke dem unaussprechlichen Momente, wo man sich im Innern aufblühen und im Herzen und den Augen eines zweiten Selbst wiederholen sieht; — sie waren eine stete Blüthe, ein ewiger Duft, eine unveränderliche Trunkenheit, weil ihre Frucht niemals gepflückt werden sollte.

XXXIV.

Diese Liebe übersetzte sich durch alle die unendlichen Formen, in denen Gott der Seele gestattet hat, sich über die durchsichtigen Schranken der Sinne hinweg einer andern mitzutheilen, — von dem Blicke, welcher in einem fast körperlosen Strahle am meisten von uns selbst enthält, bis zu den geschlossenen Augenlidern, die in uns das empfangene

Bild zu sammeln scheinen, um es an der Verflüchtigung zu hindern, von der Ermattung bis zur Trunkenheit, vom Seufzer bis zum Schrei, vom langen Schweigen bis zu den unerschöpflichen Worten, die ohne Pause und ohne Ende von den Lippen strömen, den Athem rauben, die Zunge ermüden, die man ausspricht, ohne sie selbst zu hören, und die im Grunde keine andere Bedeutung besitzen, als die einer ohnmächtigen Anstrengung, das, was nie genug gesagt werden kann, zu sagen und immer wieder zu sagen! —

Wir hatten oft stundenlang auf diese Weise mit halber Stimme, den Arm auf das Tischchen gelehnt, ein Gesicht dem andern nahe, die beiden Blicke fest verschmolzen, gesprochen, ohne zu bemerken, daß die Unterhaltung länger als einen Athemzug gedauert und waren wahrhaft erstaunt, daß die Minuten eben so schnell verflossen waren, als unsre Worte, und die Uhr die unerbittliche Trennungsstunde schlug.

Es waren Fragen und Antworten über die flüchtigsten Nüancen, über die Natur unsrer Gedanken, Zwiegespräche mit kaum hörbarer Stimme, mehr artikulirte Athemzüge, als faßbare Worte, erröthende Bekenntnisse unsrer geheimsten und innerlichsten Seufzer, Erstaunen und Ausrufen des Glücks, wenn wir bei einander gleiche und von einander

zurückgestrahlte Eindrücke wie das Licht im Spiegel, wie der Stoß im Gegenstoße, wie die Gestalt im Bilde entdeckten.

Wir riefen, uns mit demselben gleichzeitigen Antriebe erhebend:

„Wir sind nicht zwei, wir sind ein einziges Wesen unter zwei uns täuschenden Naturen. Wer wird zum andern Du sagen? — wer ich? Es giebt kein Ich, — es giebt kein Du, sondern nur ein Wir!" — Und sanken, von der Bewunderung über diese wunderbare Gleichmäßigkeit betäubt, im Genuß, uns so vereinigt und doch doppelt zu fühlen, und unser Wesen, indem wir es hingaben, vervielfältigt zu haben, wieder zurück.

XXXV.

Gewöhnlich kehrten wir mit gewissenhafter Aufmerksamkeit zu allen Orten, Umständen und Stunden zurück, die die Anfänge unsrer Liebe herbeigeführt oder bezeichnet hatten, wie ein junges Mädchen, dem im Gehen die kostbaren Perlen ihres Halsbandes entfallen sind, und welches Schritt für Schritt mit auf seinen Weg gehefteten Augen zurückkehrt, um sie einzeln zu suchen und wieder aufzulesen.

Wir wollten der Erinnerung keine dieser Stellen und Stunden entfallen lassen, da wir fürchteten, mit ihnen das Andenken und den geizenden Genuß auch nur einer einzigen unsrer Glückseligkeiten zu verlieren. Die Savoyer Gebirge, das Thal von Chambery, die Wasserfälle, die Bergströme, der See, die beschatteten oder von zerstreuten Lichtern unter den langen ausgebreiteten Armen der Kastanienbäume gestreiften, moosigen Rasenplätze, die Sonnenstrahlen zwischen den Aesten, der durch die Spalte in dem Blätterdome über unsern Häuptern erblickte Himmel, die azurne Fläche und weißen Segel zu unsern Füßen, unsere ersten, unwillkürlichen Zusammenkünfte auf den Gebirgspfaden, unsere damaligen Vermuthungen über einander, unser Zusammentreffen, wenn wir in unsern Schiffen auf dem See an einander vorübersegelten, ehe wir uns kannten, ihr im Winde spielendes schwarzes Haar, meine gleichgiltige Haltung, meine von der Menge abgewendeten Blicke, das doppelte Räthsel, welches wir so einander unaufhörlich aufgaben und dessen Wort für Beide eine ewige Liebe sein sollte; sodann der furchtbare Tag des Sturmes und der Ohnmacht, die dem Tode gegenüber und in Thränen und Gebet zugebrachte Nacht, das Wiedererwachen im Himmel, die gemeinschaftliche Rückkehr unter der Pappelallee im Mondschein mit

meiner Hand in der ihrigen, ihre heißen, gefühlten und aufgesogenen Thränen, die ersten Worte, in denen sich unsre beiden Seelen enthüllt hatten, das Glück, die Trennung — kurz, Alles!

Wir konnten uns an diesen Einzelheiten nicht sättigen. Es war als ob wir einander eine Geschichte erzählt hätten, die nicht die unsere war. Was gab es aber von jetzt außer uns im Weltraume?

O, unerschöpfliche Neugier der Liebe! Du bist keine kindische Zerstreuung der flüchtigen Stunde, Du bist die Liebe selbst, die nie müde wird, das, was sie anbetet, zu betrachten, die keinen Eindruck, kein Haar, keine Augenwimper, keinen Schauer, kein Erröthen, kein Erblassen, keinen Seufzer des geliebten Gegenstandes verloren gehen lassen will, um einen Grund zu haben, noch mehr zu lieben, und mit jeder dieser Erinnerungen noch weitere Nahrung auf den Heerd des Enthusiasmus zu werfen, wo sie selbst daran Genuß findet, sich verzehren zu sehen! —

XXXVI.

Zuweilen fing Julie in seltsamem Trübsinn zu weinen an, weil sie mich durch den stets verborgenen, aber stets

zwischen uns gegenwärtigen Tod verurtheilt sah, in ihr nur ein Gespenst des Glückes zu erblicken, welches in dem Moment verschwinden würde, wo ich es an mein Herz drücken wollte. Sie klagte sich schluchzend an, mir eine Leidenschaft eingeflößt zu haben, die mich nie glücklich machen könne!

„O, ich möchte sterben, — schnell, jung und noch geliebt sterben!“ sagte sie zu mir; „ja, sterben, denn ich kann Dir nichts sein, als zugleich der Gegenstand und die bittere Täuschung der Liebe und des Glückes, die Vereinigung Deiner Trunkenheit und Qual! — Ach, es ist das göttlichste Glück und die grausamste Verurtheilung in dem gleichen Schicksale verschmolzen! Möchte mich doch die Liebe tödten nnd Du mich überleben, um nach mir Deiner Natur und Deinem Herzen gemäß zu lieben. Ich werde im Tode weniger unglücklich sein, als während ich fühle daß ich von Deinen Schmerzen lebe und Dich dem ewigen Tode Deiner Jugend und Deines Glückes weihe.“

„O, welch eine Schmähung gegen das höchste Glück,“ erwiederte ich ihr, meine zitternde Hand auf ihre Wangen legend, damit ihre Thränen auf meine Finger fielen. „Welche erbärmliche Idee machen Sie sich denn von demjenigen, welchen Gott würdig gefunden hat, Ihnen zu begegnen, Sie zu begreifen und zu lieben. Liegen nicht mehr Oceane der

Zärtlichkeit und des Glückes in diesen warm aus Ihrem Herzen auf meine Hand rieselnden Thränen, die ich trinke, wie den Blutstropfen des göttlichen Opfers unsrer Seele, als in den tausend befriedigten Wünschen und sündigen Genüssen, in denen sich die gemeinen Neigungen, welche Sie für mich bedauern, ertränken?

„Habe ich Ihnen je etwas Anderes, als dieses gemeinschaftliche Leiden zu wünschen geschienen? macht es nicht aus uns zwei freiwillige, reine Opfer? — Ist es nicht das ewige Brandopfer der Liebe, welches seit Heloise bis zu uns herab vielleicht nie als ein Schauspiel für Engel dargeboten worden ist? — Habe ich wohl ein einziges Mal, selbst in der Raserei meiner einsamen Stunden, dem Schicksale vorgeworfen, mich durch Sie und für Sie über die Bedingungen des Menschenlebens erhoben zu haben? — Es hat mir in Ihnen nicht ein Weib, welches man in irdische Arme drücken und in ihnen beflecken kann, sondern eine unfühlbare, geheiligte Incarnation der körperlosen Schönheit zu lieben gegeben. — Verzehrt nicht das himmlische Feuer, indem ich köstlich erblühe, in mir jede Kohle gemeiner Wünsche? — Verwandelt es mich nicht in eine einzige Flamme? — Ist diese Flamme nicht eben so rein und mild,

als die Strahlen Ihrer Seele, die sie angezündet haben, und sie ewig durch Ihre Augen unterhalten?

„Ach, Julie, schöpfen Sie in sich eine würdigere Idee Ihrer selbst und weinen Sie nicht über die Schmerzen, welche Sie mir aufzuerlegen glauben. Ich leide nicht; mein Leben ist ein stetes überströmendes Glück, eine Erfüllung von Ihnen allein, ein Frieden, ein Schlummer, dessen Traum Sie sind! — Sie haben mich in eine andere Natur umgewandelt. — Ich sollte leiden? — Ach, ich möchte zuweilen wahrhaft leiden, um dem Geschicke zum Danke für das, was es mir in Ihnen gegeben hat, etwas anbieten zu können, wäre es auch nur das Gefühl einer Entbehrung und die Bitterkeit einer Thräne, denn für Sie zu leiden, würde vielleicht das Einzige sein, was einen Tropfen mehr zu dem Becher des Glücks, womit ich überströmt bin, fügen könnte.

„Ist denn ein solches Leben ein Leiden oder ein Genuß? — Nein, ein solches Leben ist allerdings ein Sterben, aber ein um einige Jahre früheres Absterben von diesem erbärmlichen Leben, um im Voraus das Leben des Himmels zu führen!“

XXXVII.

Sie glaubte es. Ich glaubte es selbst, während ich so sprach. Ich faltete die Hände vor ihr. Wir trennten uns nach diesen Gesprächen mit dem Eindrucke des letzten Blicks und dem Echo des letzten Lautes, um uns bis zum nächsten Abend daran zu erquicken, uns damit zu nähren und zum Abwarten eines ganzen langen Tages zu stärken.

Ich sah sie, wenn ich ihre Schwelle überschritten hatte, das Fenster öffnen, sich zwischen ihren Blumen auf den Eisenstab lehnen, mir mit dem Blicke folgen, so lange der Seinenebel meinen Schatten auf der Brücke wahrnehmen ließ. Ich wendete mich aller acht bis zehn Schritte um, um ihr mit meinen Blicken und Seufzern, die sie nicht verlassen konnte, meine Seele zuzusenden.

Es schien mir, als zerreiße sich mein Wesen, als trenne sich der Gedanke von mir, um zu ihr zurückzufliegen und bei ihr zu wohnen, und als ob mein Körper allein, wie ein Automat mit langsamen Schritten im Schatten der einsamen Straßen wieder bis zur Thüre des Palastes gehe, wo ich mich niederlegen sollte.

XXXVIII.

So verstrichen ohne Abwechselung, außer der meiner Studien und unsrer Eindrücke, die köstlichen Monate des Winters. Sie nahten sich ihrem Ende. Schon leuchteten die ersten Strahlen des Frühlings über die Dächer in das feuchte, düstere Labyrinth der Straßen von Paris.

Mein Freund V. . . wurde von seiner Mutter zurückgerufen und reis'te ab. Er ließ mich allein in dem kleinen Zimmer zurück, das er mir seit meiner Ankunft zur Verfügung gelassen hatte. Er wollte im Herbst zurückkehren, hatte seine Wohnung aber auf das ganze Jahr bezahlt. In seiner Abwesenheit ließ er mir seine brüderliche Gastfreundschaft zurück. Ich sah ihn mit gepreßtem Herzen abreisen.

Jetzt besaß ich Niemanden mehr, mit dem ich von Julien sprechen konnte. Meine Gefühle sollten von nun an mit um so schwererer Wucht auf meinem Herzen lasten, als ich sie nicht mehr in ein andres Herz ausschütten konnte. Es war aber eine Last des Glückes, die ich noch ertragen konnte. Bald jedoch wurden sie zu einer Last der Qual, die ich Keinem, am Wenigsten aber meiner Geliebten anvertrauen konnte.

Meine Mutter schrieb mir, daß unerwartete Unglücksfälle und häusliche Uebel meinen Vater so schwer betroffen, daß das früher so weite, so offene und gastfreie väterliche Haus zu einer verhältnißmäßigen Armuth verurtheilt worden sei, die meinen armen Vater zwinge, mir die Hälfte meines Jahrgehaltes zu entziehen, um mit vieler Mühe in den Stand gesetzt zu sein, die Unterhaltung und Erziehung der übrigen sechs Kinder zu bestreiten; ich müsse also, schrieb sie mir, mich entweder beeilen, durch eigene Anstrengungen Mittel zu einer ehrenwerthen Existenz in Paris zu finden, oder in das Haus der Familie zurückkehren und auf dem Lande vom Brote Aller in der Niedrigkeit und Resignation leben.

Die Zärtlichkeit meiner Mutter tröstete mich im Voraus über diese schmerzliche Nothwendigkeit; sie malte mir aus, wie glücklich sie sich fühlen würde, mich wiederzusehen, und eröffnete mir liebliche Aussichten auf die Arbeiten und einfachen Vergnügungen des Landlebens.

Andrerseits hatten mich einige Spiel- und Vergnügungsfreunde meiner ersten ausschweifenden Jahre, die in Armuth versunken waren, in Paris angetroffen, erinnerten mich an kleine Verbindlichkeiten, die ich ihnen schuldete, und baten mich, ihnen zu Hilfe zu kommen. So entblößten sie

mich allmählig von dem größten Theile des kleinen Schatzes, welchen ich zusammengehäuft hatte, um mich länger in Paris unterhalten zu können.

Ich sah meiner kleinen Börse auf den Boden und dachte daran, endlich das Glück durch den Ruhm zu versuchen.

Eines Morgens trug nach einem heftigen Kampfe zwischen der Schüchternheit und der Liebe, die letztere den Sieg davon. Ich verbarg das kleine, grün eingebundene Manuscript, welches meine letzten Hoffnungen, meine Dichtungen enthielt, unter meinem Rocke und begab mich zaudernd und oft in meinem Entschlusse schwankend, nach dem Hause eines berühmten Verlegers, dessen Name mit dem Ruhme der französischen Literatur und des Buchhandels eng verknüpft ist, Herrn D***

Dieser Name zog mich am Ersten an, da Herr D*** außer seiner Berühmtheit als Verleger noch ein damals sehr geschätzter Schriftsteller war, der seine Verse mit allem Luxus und Glanze eines Dichters, der die Stimme seines eignen Ruhmes besitzt, ausgestattet und herausgegeben hatte. In der Rue Jacob an der ruhmbekränzten Thüre Herrn D***'s angekommen, bedurfte es verdoppelter Anstrengung,

um die Schwelle zu überschreiten und noch größerer, um die Treppe hinaufzusteigen, sowie endlich einer noch gewaltsameren, um an der Thür seines Kabinets zu klingeln.

Ich sah jedoch das angebetete Antlitz Juliens und ihre mich antreibende Hand hinter mir und wagte Alles.

Herr D***, ein Mann von reifem Alter, von entschiedenem, kaufmännischem Gesicht, kurzen, bestimmten Worten, wie die eines Mannes, der den Werth der Minuten kennt, empfing mich mit Höflichkeit und fragte, was ich ihm mitzutheilen hätte. Ich stotterte ziemlich lange und verwickelte mich in jenen weitläufigen Phrasen, hinter denen sich ein Gedanke, der an's Licht treten will, und doch auch wieder nicht, zu verbergen pflegt. Ich glaubte Muth zu gewinnen, indem ich Zeit gewann.

Endlich knöpfte ich den Rock auf, zog das Bändchen hervor und überreichte es Herrn D*** demüthig und mit zitternder Hand. Ich sagte ihm, daß ich diese Verse geschrieben hätte und sie gedruckt zu sehen wünschte, um mir wo nicht den Ruhm, da ich mich dieser lächerlichen Täuschung nicht hingäbe, sondern wenigstens die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der Mächtigen der Literatur zu erringen; daß mir meine Armuth nicht gestatte, die Druck-

kosten zu tragen und ich ihm daher mein Werk vorlegte und ihn aufforderte, es herauszugeben, wenn er es, nachdem er es durchlesen, der Nachsicht oder der Gunst gebildeter Geister würdig erachte.

Herr D*** lächelte halb ironisch, halb gütig, warf den Kopf auf, nahm die Verse zwischen zwei an verächtliches Knittern des Papieres gewöhnten Fingern auf, legte dieselben auf seinen Tisch und hieß mich in acht Tagen wiederkommen, um eine Antwort über den Gegenstand meines Besuches entgegen zu nehmen.

Diese acht Tage erschienen mir wie acht Jahrhunderte. Meine Zukunft, mein Glück, mein Ruf, der Trost oder die Verzweiflung meiner armen Mutter, meine Liebe — kurz Leben und Tod lagen in Herrn D***'s Händen. Bald stellte ich mir vor, daß er diese Verse mit derselben Trunkenheit läse, welche mir dieselben auf den Bergen oder am Ufer der Ströme meiner Heimath dictirt hatte, daß er darin den Thau meiner Seele, die Thränen meiner Augen, das Blut meiner jungen Adern wiederfinde, und seine gelehrten Freunde versammele, um ihnen diese Verse vorzulesen und ich selbst von meinem Alkoven aus das Geräusch ihres Beifalls hörte. Bald erröthete ich über mich selbst,

den Blicken eines Unbekannten ein Werk vorgelegt zu haben, welches so wenig verdiente, das Licht zu erblicken und meine Schwachheit und Nacktheit um einer eiteln Hoffnung auf Erfolg willen, die sich bald auf meiner Stirn in Demüthigung verwandeln würde, statt sich in meinen Händen in Freude und Gold zu verwandeln, enthüllt zu haben.

Indeß gewann die Hoffnung, welche eben so hartnäckig war, als meine Armuth, in meinen Träumen wieder die Oberhand und führte mich von Stunde zu Stunde bis zu dem von Herrn D*** bestimmten Tage.

XXXIX.

Das Herz fiel mir, als ich am achten Tage seine Treppe hinaufstieg.

Ich blieb lange auf dem Vorsaale stehen, ohne es zu wagen, zu klingeln. Es ging Jemand heraus, die Thür blieb offen, ich mußte also wohl eintreten.

Herrn D***'s Gesicht war ausdruckslos und zweideutig, wie das Orakel. Er ließ mich niedersetzen, während er mein unter mehreren Papierhaufen begrabenes Bändchen hervorsuchte.

„Ich habe Ihre Verse gelesen, mein Herr,“ sagte er; „Sie sind nicht ohne Talent, aber ohne Studium. Sie besitzen nichts von Dem, was man bei unsern Dichtern sucht und was allgemein angenommen ist. Man weiß nicht, woher Sie die Sprache, die Ideen, die Bilder dieser Poesie hergenommen haben. Sie reiht sich keinem bestimmten Genre an. Es ist Schade, sie besitzen Harmonie. — Entsagen Sie diesen Neuerungen, die die französische Dichtkunst in Verwirrung setzen würden. Lesen Sie unsre Meister Delille, Parny, Michaud, Raynouard, Luce de Lanceval, Fontanes, die vom Publikum geliebt werden. Aehneln Sie irgend Jemandem, wenn Sie anerkannt und gelesen sein wollen. Ich würde Ihnen einen schlechten Rath geben, wenn ich Sie aufforderte, diese Gedichte zu veröffentlichen, und Ihnen einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich sie auf meine Kosten drucken ließe.“

Mit diesen Worten erhob er sich und stellte mir das Manuscript zurück.

Ich suchte nicht länger mit dem Schicksale, das durch den Mund dieses Orakels zu mir sprach, zu kämpfen, steckte das Bändchen wieder unter den Rock, dankte Herrn D***, entschuldigte mich über die Zeit, die ich ihm geraubt und

stieg mit einbrechenden Knieen und feuchten Augen die Treppe hinab.

Ach, wenn Herr D***, jener gute, gefühlvolle Mann und Beschützer der Literatur, im Grunde meines Herzens hätte lesen können, daß jener junge Unbekannte mit seinem Bändchen weder um Ruhm noch um Vermögen betteln wollte, sondern daß ich ihn um die Liebe und das Leben bat, so bin ich überzeugt, daß er meine Arbeit gedruckt haben würde, der Himmel hätte es ihm wenigstens vergolten!

XL.

Ich kehrte verzweiflungsvoll auf mein Zimmer zurück. Das Kind und der Hund erstaunten zum ersten Male über mein finstres Gesicht und mein hartnäckiges Schweigen.

Ich zündete Feuer im Ofen an, und warf den ganzen Band Blatt um Blatt hinein, ohne ein einziges zu verschonen.

„Da Du nicht einmal dazu gut genug bist, mir einen Tag des Lebens und der Liebe zu erkaufen," rief ich, dem Brande zusehend, mit dumpfer Stimme, „was liegt mir

also daran, ob sich die Unsterblichkeit meines Namens mit Dir verzehrt. — Meine Unsterblichkeit ist nicht der Ruhm, sondern meine Liebe!" —

An jenem Abende ging ich mit einbrechender Dämmerung aus und verkaufte den Diamant meiner armen Mutter, den ich bis jetzt in der Hoffnung bewahrt hatte, um dessen Preis meine Verse zu verkaufen und ihr ihren Ring unversehrt zurückzubringen. Ich küßte den Diamant und benetzte ihn mit Thränen, als ich ihn dem Juwelier zustellte.

Der Kaufmann schien selbst gerührt zu sein, er sah an dem Schmerze, den ich nicht verbergen konnte, als ich ihm den Ring übergab, daß ich denselben nicht entwendet hatte. Als ich die dreißig Louisdor, welche er mir dafür gab, zählte, ließen meine Finger dieses Gold fallen, als ob es der Preis einer Heiligthumsschändung gewesen wäre. — O, wie viele Diamanten von zwanzigmal höherm Werthe würde ich wohl später oft hingegeben haben, um denselben Diamant, jenes Stück von dem Herzen meiner Mutter, jene fast letzte Thräne ihrer Augen, das Licht ihrer Liebe damit zu erkaufen! — — An welchen Finger mag er wohl übergegangen sein? — —

XLI.

Indessen war der Frühling gekommrn. Die Tuilerieen bedeckten des Morgens die Müssiggänger mit dem grünen Schatten des Laubes und dem duftendem Schnee der Kastanienbäume. Von den Brücken aus erblickte ich über den steinernen Horizont von Chaillot und Passy hinweg die langen wellenförmigen, grünen Linien der Hügel von Fleury, Meudon und St. Cloud. Jene Hügel schienen wie einsame, frische Inseln aus diesem Kreideoceane hervorzuragen und sendeten mir Gewissensbisse und quälende Vorwürfe ins Herz. Es waren die Bilder, das Andenken und der Durst nach der Natur, die ich sechs Monate lang vergessen hatte.

Des Abends schwamm der Mond mit seinen hellen Strahlen auf den blauen Wellen des Flusses. Das träumerische Gestirn eröffnete am äußersten Ende des Seinebettes Lichtalleen und phantastische Aussichten, wo sich das Auge in Dunst- und Schattenlandschaften verlor und die Seele unwillkürlich den Augen folgte. Die Straßenseite der Läden, Balkone und Fenster der Quais waren mit Blumen-Vasen bedeckt, die ihre Düfte bis zu den Vorübergehenden verbreiteten.

An den Straßenecken, an den Brückenzugängen schwenkten hinter einem Vorhange von aufgeblühten Zierpflanzen sitzende Blumenmädchen Hollunderzweige, wie um die Stadt zu parfümiren.

In Juliens Zimmer trug der in eine Moosgrotte verwandelte Kaminheerd, so wie die Wandgestelle und Tische, Veilchen, Maiblümchen, Rosen- und Primelstöcke. Die armen, ihrem Vaterlande entrissenen Blumen! Sie glichen leichtsinnig in ein Zimmer geflogenen Schwalben, die mit den Flügeln gegen die Wände streifen, während sie den armen Bewohnern der Bodenkammern die schönen Tage des April anzeigen. Der Duft dieser Blumen stieg uns zu Herzen. Unsre Gedanken führten uns wie von selbst durch den Eindruck der Düfte und Bilder zu der Natur zurück, in deren Schooße wir so einsam und glücklich gewesen waren. Wir hatten sie vergessen, so lange die Tage düster, der Himmel rauh, der Horizont bewölkt war.

In das enge Zimmer eingeschlossen, wo wir einander die ganze Welt waren, glaubten wir nicht, daß ein anderer Himmel, eine andere Sonne, eine andere Natur außer uns existiren könne.

Diese schönen über die Dächer einer ungeheuern Stadt

hinweg erblickten Tage riefen uns dies ins Gedächtniß zurück. Sie beunruhigten uns, trübten unser Glück, zogen uns mit unwiderstehlichem Instinkte an, sie zu betrachten, zu genießen, in der Nähe, in den Wäldern und Einöden der Umgebung von Paris einzusaugen. Es schien uns, während wir jene unwiderstehlichen Wünsche faßten, und jene Pläne zu weiten, gemeinschaftlichen Spaziergängen in den Wäldern von Fontainebleau, Vincennes, St. Germain und Versailles machten, als ob wir unsere Wälder und Gewässer der Alpenthäler wiederfinden sollten. Wir würden in ihnen wenigstens die gleiche Sonne, dieselben Schatten erblicken und in den Aesten das Klagegetón derselben Winde wieder erkennen.

Der Frühling, welcher dem Himmel Klarheit und den Pflanzen wieder Trieb verlieh, gab auch dem Herzen Juliens eine lebensvollere Jugend. Die Farbe ihrer Wangen wurde lebhafter, die Strahlen ihrer Augen von dunklerem Blau und durchdringender. Der Ton ihrer Worte war eindrucksvoller, ihr Schmachten menschlicher, ihr Gang elastischer und hüpfender. Sie wurde bis in die Unbeweglichkeit ihres Zimmers von einem Fieber des Lebens durchzuckt, dieses sanfte Fieber drängte die Worte auf ihre Lippen und gab ihren Füßen auf den Dielen unruhige Be=

wegungen. Am Abend ließ Julie ihre Vorhänge offen und begab sich aller Augenblicke an das Fenster, in das sie sich lehnte, um die Kühle des Wassers, die Strahlen des Mondes und die Wellen von Pflanzenluft einzuathmen, die durch das Thal von Meudon heranzogen und mit warmem Hauche bis in die Häuser des Quais drangen.

„O lassen Sie uns,“ sagte ich zu ihr, „in der Mitte aller unsrer Tage des Glückes unsern Seelen einige Festtage bereiten. Wir, die gefühlvollsten und dankbarsten aller der Wesen, für die Gott seine Erde und seinen Himmel wieder belebt, wollen nicht die einzigen sein, für die er es umsonst thäte. Lassen Sie uns zusammen in diese Luft, diese Lichter, diese Kräuter, diese Zweige, diesen Ocean von Vegetation und Leben tauchen, welcher jetzt die Erde überschwemmt! — Lassen Sie uns nachsehen, ob nichts von den Werken seiner Schöpfung um einen Tag gealtert, ob nichts von dem in uns auf den Bergen und Seen der Schweiz singenden, klagenden, liebenden und rufenden Enthusiasmus um eine Welle oder einen Ton niedriger geworden sei.“

„Ja, gehen wir,“ sagte sie. „Wir werden um nichts anders fühlen, um nichts besser lieben, einander um nichts anders beseligen; aber wir werden noch einen weitern Win-

kel der Erde und des Himmels zum Zeugen des Glückes zweier armen Wesen gemacht haben. Der Tempel unsrer Liebe, welcher sich nur auf den so geliebten Bergen befand, wird dann überall sein, wo ich mit Dir gegangen bin und geathmet habe!“

Der Greis munterte uns zu diesen Ausflügen in die schönen Wälder um Paris auf. Er hegte die von den Aerzten unterstützte Hoffnung, daß die Pflanzenluft, die Sonne, welche Alles erkräftigt und mäßige Bewegung im Freien die krankhafte Zartheit der Nerven Juliens vertreiben und ihrem Herzen Elasticität verleihen würde.

Während fünf Wochen der ersten Frühlingszeit holte ich sie an allen Sonnentagen zu Mittage an ihrer Thür ab. Der Wagen, in den wir stiegen, war geschlossen, um die Blicke und leichtsinnigen Bemerkungen zu vermeiden, welche ihre vorübergehenden Bekannten oder Unbekannten hätten machen können, wenn sie eine so reizende junge Frau allein mit einem Manne meines Alters sahen. Ich war ihr nicht ähnlich genug, um mich für ihren Bruder ausgeben zu können. Wir stiegen am Rande der großen Wälder, am Fuße der Hügel, an den Thüren des Parks in der Umgegend von Paris aus dem Wagen ab, und suchten in Fleury, Meudon, Sèvres, Sartory und Vincennes

die längsten und einsamsten, mit blühenden Pflanzen bedeckten Wege auf, welche mit Ausnahme der Tage der königlichen Jagden von keinem Pferdefuße betreten werden.

Hier trafen wir nur einige Kinder und arme Frauen, die mit dem Messer die Erde aufgruben, um Cichorienwurzeln zu sammeln. Von Zeit zu Zeit rauschte eine schüchterne Rehkuh in dem Laube, und übersprang die Allee und versenkte sich, nachdem sie uns betrachtet, wieder ins Dickigt.

Wir gingen schweigend dahin, bald hinter einander her, bald ihr Arm auf den meinigen ruhend. Wir sprachen von der Zukunft, dem Glücke, allein einen einzigen von den Tausenden unbewohnter Aecker zu besitzen und unter einer dieser alten Eichen in einem kleinen Försterhause zu wohnen. Wir träumten mit offnen Augen und lauter Stimme, pflückten Veilchen und Wintergrün, und machten daraus zwischen uns ausgetauschte Hieroglyphen. Zwischen geschmeidigen Nieswurzblättern aufbewahrt knüpften wir an diese Blumenschrift diesen oder jenen Sinn, dieses oder jenes Andenken, Blicke, Seufzer, Gebet und behielten uns vor, sie wieder zu lesen, wenn wir getrennt sein würden, wo sie uns stets daran erinnern mußte, daß wir nie etwas von unsern köstlichen Unterhaltungen verlieren wollten.

Wir setzten uns im Schatten, am Rande der Allee nieder, öffneten ein Buch und versuchten es zu lesen, konnten aber nie bis zum Ende der Seiten kommen. Wir zogen es vor, in uns selbst die unerschöpflichen Blätter unsrer eignen Eindrücke zu lesen. Ich holte aus einem benachbarten Meierhofe Milch und schwarzes Brot herbei, wir aßen unser einfaches Mahl auf dem Rasen sitzend und warfen die Reste des Bechers den Ameisen, die Brotkrumen den Vögelchen hin; mit Sonnenuntergang kehrten wir nach dem unruhigen Ocean von Paris zurück, wo uns der Lärm und die sich drängende Menge das Herz beklemmte. Ich setzte Julien, vom Glücke des Tages trunken, an ihrer Thür ab, kehrte, von Seligkeit erschöpft, in mein leeres Zimmer zurück, schlug gegen dessen Wände an, damit sie einstürzen und mir das Licht, die Natur und die Liebe wiedergeben möchten, deren sie mich beraubten, speis'te ohne Appetit, las ohne zu verstehen, zündete meine Lampe an und wartete, die Stunden zählend, bis der Abend weit genug vorgeschritten sein würde, um an ihre Thür zurückkehren und von der Nacht die Gespräche des Morgens wieder verlangen zu dürfen.

XLII.

Am nächsten Tage begannen wir von Neuem. Ach, wie viele Baumstämme tragen in jenen Wäldern auf der Wurzel oder Rinde Zeichen meines Messers, an denen ich sie ewig wieder erkennen werde! Es sind diejenigen, in deren Schatten sie sich wohl befand, an deren Fuße sie eine Welle des Lebens, einen Strahl der Sonne oder eine Woge des Waldgeruchs eintrank!

Der Wanderer sieht diese Bäume, ohne zu ahnen, daß sie für irgend Jemand Säulen eines Tempels sind, dessen Anbeter auf der Erde und dessen Gottheit im Himmel weilt. Ich besuche sie noch jetzt ein paar Mal im Frühling, an den Jahrestagen jener Spaziergänge. Wenn sie von der Axt niedergeschlagen werden, so scheint es mir, als ob sie mich selbst treffe und ein Stück meines Herzens mitnähme.

XLIII.

An der höchsten und gewöhnlich einsamsten Stelle des Parkes von St. Cloud, da, wo sich der Rücken des Hügels

wendet, um sich in zwei Abhängen nach dem kleinen Thale von Sèvres uud nach der Vertiefung, in der das Schloß steht, zu senken, befindet sich ein Kreuzweg, an dem drei lange Alleen zusammentreffen und zwischen sich einen großen Rasenplatz frei lassen. Das Auge entdeckt hier schon von Weitem den seltenen Spaziergänger, welcher dessen Einsamkeit am Morgen stören könnte.

Dieser Gipfel des Hügels beherrscht die Ebene von Issy, den Lauf der Seine und die Straße nach Versailles. Von den drei Zungen des Waldes eingeschlossen, die in Dreiecken aus den Alleen hervortreten, in den Schatten der ihn umgebenden Bäume gebadet, gleicht er dem runden Becken eines See's, dessen Wellen vom Grase und Laube gebildet werden.

Wenn man nach dem kleinen Thale von Sèvres hinblickt, so sieht das Auge nur eine lange, breite, geneigte Rasenfläche, die steil nach dem Flusse herabsinkt, wie eine Graskaskade, die sich wellenförmig im Winde bewegt. Diese Wiese verliert sich im Grunde des Thales in den schwarzen Massen von Rehen bevölkerter Dickigte.

Ueber diese Dickigte hin nimmt man auf der andern Seite der Seine die großen bläulichen Ziegeldächer und die Spitzen der sich gegen den Sommerhimmel abzeichnenden

majestätischen Parks von Meudon wahr. Auf diesem Hügelvorsprunge, wo man zugleich die Höhe eines Vorgebirges, die Stille und den Schatten eines Thales und die Einsamkeit einer Wüste genießt, setzten wir uns oft nieder. Die Brust athmet hier tiefer, das Ohr versenkt sich hier in größere Sammlung, die Seele nimmt hier einen höhern Flug über den Horizont des Lebens hinweg.

An einem der ersten Morgen im Mai stiegen wir hier hinauf. Es war die Stunde, wo der ungeheuere Wald keine andern Gäste beherbergt, als das in den verlassenen Alleen spielende Dammwild. In der Ferne sieht man zuweilen, aber selten, einige Jagdwärter sich wie schwarze Punkte am Horizonte abzeichnen.

Wir saßen unter dem siebenten Baume, welcher den concaven Halbkreis des Kreuzweges bildet, der Wiese von Sèvres gegenüber. Das lebende Gebälk dieser Eiche und die Knorren ihrer Aeste ist wohl Jahrhunderte alt; ihre Wurzeln haben, indem sie sich mit Saft erfüllten, um den Stamm zu ernähren und zu tragen, die Erde an ihrem Fuße aufgesprengt, und umgeben sie mit einer Moosböschung, die eine natürliche Bank bildet, deren Rücklehne die Eiche selbst ist, und deren Thronhimmel ihre tiefen Aeste ausmachen.

Der Morgenhimmel war so durchsichtig, wie die Wellen des Meeres bei Sonnenaufgang unter einem begrünten Vorgebirge der jonischen Inseln. Die schon heißen Strahlen des Sommers fielen von dem klaren Himmel auf den bewaldeten Hügel nieder, und trieben aus dem Dickigt einen lauen Athem hervor, wie von der Sonnenwärme durchdrungene Wellen, die den Fuß des Badenden im Schatten bespülen. Man hörte kein Geräusch, außer dem Falle einiger vertrockneter Blätter des letzten Winters, die von den Pulsschlägen des Triebsaftes abgestoßen, am Fuße des Baumes niedersanken, um neuem, kaum entwickeltem Laube Platz zu machen. Die Vögel streiften beim Fluge um ihre Nester her mit den Schwingen gegen die Aeste, und ein unbestimmtes, aber allgemeines Summen lichttrunkener Insekten erhob sich und sank wie ein Staub bei dem mindesten Windhauche in die Wellen des blühenden Grases.

XLIV.

Es herrschte ein solcher Einklang zwischen unserer Jugend, der der Jahreszeit und der des Tages, eine so vollkommene Harmonie zwischen dem Lichte, der Wärme, dem Glanze,

der Stille, den leichten Geräuschen nachdenklicher Trunkenheit in der Natur und unsern eigenen Empfindungen, wir fühlten uns mit der Luft, dem Himmel, diesem Leben und Frieden, dieser sichtbaren Unveränderlichkeit der Werke Gottes um uns her so köstlich verschmolzen und wie verklärt; wir besaßen einander in dieser Einsamkeit so vollkommen, daß unsere überströmenden, aber befriedigten Gedanken und Gefühle sich selbst genügten.

Sie fühlten selbst nicht die innere Anstrengung, Worte zu suchen, um sich auszudrücken. Wir glichen einem gefüllten Gefäße, dessen Fülle selbst die darin enthaltene Flüssigkeit unbeweglich macht. Unsere Herzen konnten Nichts mehr aufnehmen, sie waren aber groß genug, um Alles zu umfassen, es strebte Nichts darnach, ihnen zu entfliehen; man würde uns kaum athmen gehört haben.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit wir so stumm und unbeweglich auf den Eichenwurzeln saßen, die Hände vor den Augen, den Kopf in den Händen, die Füße im Sonnenschein auf dem Rasen, den Schatten auf unserer Stirn. Als ich aber den Kopf erhob, war die Sonne schon um die ganze Breite des Gewandes Juliens vor uns auf dem Rasen zurückgewichen.

Ich betrachtete sie. Sie erhob ihr Gesicht wie durch

denselben Impuls, der mich das meine hatte aufrichten lassen. Sie sah mich an und brach, ohne ein Wort zu mir sprechen zu können, plötzlich in Thränen aus.

„Weshalb weinen Sie?“ sagte ich mit unruhiger Bewegung, aber halber Stimme, um nicht ihre stummen Gedanken zu trüben und zu verjagen.

„Vor Glück!“ erwiderte sie, mit den Lippen lächelnd, während große Thränen wie Frühlingsthau über ihre Wangen rieselten und schimmerten. „Ja, vor Glück,“ wiederholte sie. „Dieser Tag, diese Stunde, dieser Himmel, diese Stelle, dieser Frieden, dieses Schweigen, diese Einsamkeit mit Ihnen! diese vollkommene Assimilation unserer beiden Seelen, die nicht mehr zu einander zu reden brauchen, um sich zu verstehen, und die für Beide in einem einzigen Hauche athmen; es ist zu viel! es ist zu viel für eine sterbliche Natur, die das Uebermaß der Freude ersticken kann, wie das Uebermaß des Schmerzes, und die, da sie keinen Schrei mehr in der Brust hat, beklagt, daß sie nicht klagen, und weint, daß sie nicht genug denken kann!“ —

Sie schwieg einen Augenblick still. Ihre Wangen färbten sich. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß sie der Tod in ihrem Aufblühen abpflücken könne. Ihre Stimme beruhigte mich aber bald wieder.

„Raphael, Raphael!“ rief sie mit einer Feierlichkeit des Tones, welche mich in Erstaunen versetzte, und als ob sie mir eine große, lange und peinlich erwartete Nachricht mittheilte. „Raphael, es giebt einen Gott!“

„Und wer hat ihn Ihnen endlich heute besser offenbart, als an jedem andern Tage?“ sagte ich zu ihr.

„Die Liebe,“ erwiderte sie, langsam ihre schönen Augen gen Himmel erhebend, „ja, die Liebe, deren Ströme ich in meinem Herzen rauschen fühle, und mit einer Fülle empfinde, die ich noch nie mit dieser Gewalt und diesem Frieden in mir gefunden habe! — Nein, ich zweifle nicht mehr,“ fuhr sie mit einem Tone fort, in dem sich die Gewißheit mit der Freude verschmolz, „die Quelle, aus der ein solches Glück in die Seele fließt, kann nicht auf der Erde sein, sie kann nicht verloren gehen, nachdem sie hervorgesprudelt ist.“

„Es giebt einen Gott! es giebt eine ewige Liebe, von dem die unsere nur ein Tropfen ist. Wir werden sie in dem göttlichen Ozean, aus dem wir sie geschöpft haben, verschmelzen. Dieser Ozean ist Gott! ich habe ihn gesehen, ihn gefühlt, ihn in diesem Augenblicke durch mein Glück begriffen! — Raphael! Sie sind es nicht mehr, den ich liebe, ich bin es nicht mehr, die Sie lieben: es ist Gott, den wir von nun an Beide anbeten, Sie durch mich, ich durch Sie,

Sie und ich durch diese Thränen der Seligkeit, die uns den unsterblichen Heerd unserer Herzen zugleich enthüllen und verbergen."

„Mögen," fuhr sie mit glühenderen Blicken und Tone fort, „mögen die eiteln Namen, welche wir bisher unserm Zuge gegen einander gegeben haben, untergehen. Es giebt in uns nur noch einen, der sie ausdrückt; es ist derjenige, welcher sich mir endlich in Ihren Augen offenbart hat. Gott! Gott! Gott!" — rief sie von Neuem, als wollte sie sich selbst eine neue Sprache lehren. „Gott bist Du! — Gott bin ich für Dich! — Gott ist Wir! — Und von nun an wird das Gefühl, welches uns zu einander erfüllte, für uns nicht mehr Liebe, sondern eine heilige, köstliche Anbetung sein. — Raphael, verstehen Sie mich? — Sie werden nicht mehr Raphael sein, Sie sind meine Verehrung Gottes!"

Wir erhoben uns mit einer gemeinschaftlichen Regung des Enthusiasmus, küßten die Rinde des Baumes und segneten ihn für die Offenbarung, welche aus seinen Aesten herabgestiegen war, und legten ihm einen Namen bei. Wir tauften ihn den Baum der Anbetung. Wir schritten langsamen Ganges den Abhang von St. Cloud herab, um in das Gewühl von Paris zurückzukehren, — sie mit dem end=

lich in ihrem Herzen gefundenen Glauben und Gefühle Gottes, ich mit der Freude, ihr diese innere Lichtquelle des Trostes, der Hoffnung und des Friedens im Herzen zu wissen. —

XLV.

In kurzer Zeit hatten die Ausgaben, welche ich zu machen gezwungen war, und deren Uebermaß ich Julien verbarg, um sie so fast täglich auf das Land begleiten zu können, den Ertrag vom Verkaufe des letzten Diamantes meiner Mutter so erschöpft, daß mir nur noch zehn Louisd'or blieben. Wenn ich des Abends die geringe Zahl glücklicher Tage, die mir diese kleine Summe vertrat, überzählte, so versank ich in Verzweiflung.

Ich würde erröthet sein, meiner Geliebten meine Armuth zu bekennen; selbst nicht reich, würde sie mir Alles, was sie besaß, haben geben wollen, und meine Beziehungen zu ihr würden auf diese Weise herabgewürdigt worden sein. Ich zog meine Liebe dem Leben vor, würde aber lieber gestorben sein, als meine Liebe zu erniedrigen.

Das sitzende Leben, welches ich den ganzen Winter hin-

durch im Dunkel meines Alkovens geführt hatte, die Hartnäckigkeit meiner Studien am Tage, die Anspannung eines einzigen Gedankens, der Mangel an Nachtruhe, und vor Allem die ganze moralische Erschöpfung, welche ein zur Ertragung einer fortwährenden, zehn Monate langen Extase zu schwaches Herz das stete Ueberströmen der Seelenkräfte erleiden läßt, hatten meine Organisation untergraben. Ich glich mit meinem bleichen, abgemagerten Gesichte nur noch einer ohne Nahrung brennenden Flamme, die endlich ihren eigenen Heerd verzehren mußte.

Julie beschwor mich, sie zu verlassen, um heimische Luft einzuathmen und mein Leben selbst auf Kosten ihres Glückes zu bewahren. Sie schickte mir ihren Arzt, um durch das Ansehen der Kunst die Bitten der Liebe zu unterstützen. Dieser Arzt, oder vielmehr Freund, Doktor Alain, war einer jener segensreichen Männer, deren Gesicht einen Wiederschein des Himmels in die Dachkammern der Armen, welche sie besuchen, zu bringen scheint. Selbst an einer Herzkrankheit, der Folge einer geheimnißvollen, reinen Leidenschaft für eine der schönsten Frauen von Paris leidend, Besitzer eines für sein mäßiges Leben und seine Wohlthaten hinreichenden kleinen Vermögens, und von zarter, thätiger, nachsichtiger Frömmigkeit beseelt, übte er seine Kunst nur

noch für Freunde und Nothdürftige aus. Seine Heilkunst war nur noch der Ausdruck einer thätigen Freundschaft oder der Wohlthätigkeit.

Dieser Beruf ist so schön, wenn er nicht geldgierig ist, er übt die menschlichen Gefühle so, daß er, als Mittel zum Lebensunterhalt beginnend, oft als Tugend endigt. Die Heilkunst war für den armen Doktor Alain mehr als eine Tugend, die Leidenschaft, die oft so nahe beisammenstehenden Nöthen der Seele und des Körpers zu mildern.

Alain brachte Gott mit dahin, wohin er das Leben brachte, und ließ bis in den Tod dessen Heiterkeit und Unsterblichkeit erglänzen! — Ich habe ihn selbst einige Jahre später den Tod des Guten und Gerechten, den er am Bette so vieler Sterbenden erlernt hatte, sterben sehen.

Während sechs Monaten des Todeskampfes bewegungslos an sein Lager gefesselt, zählte sein Auge die Stunden, welche ihn noch von der Ewigkeit trennten.

Am Fußende seines Bettes war eine kleine Uhr aufgehangen; zwischen seinen gefaltenen Händen hielt er auf der Brust ein Kruzifix, das Muster der Geduld. Seine Blicke verließen jenen himmlischen Freund nie, als ob sein Verkehr mit ihm am Fuße des Kreuzes stattfände. Wenn er über seine Kräfte litt, so verlangte er, daß man das Kruzifix auf

einen Augenblick seinem Munde nähere, und seine Klagen verschmolzen sich mit seinen Segnungen. Endlich schlief er von seinen Hoffnungen und dem Guten, was er gethan, getröstet ein. Er hatte den Armen und Kranken den Auftrag gegeben, seinen gesammelten Schatz der Werke vor ihm her zum Gotte der Barmherzigen zu tragen. Er starb ohne Erben in einer Dachkammer auf einem Strohsacke.

Die Armen trugen seine Leiche und gewährten ihm ihrerseits das Begräbniß der Wohlthätigkeit in der gemeinschaftlichen Erde.

O, Du fromme Seele, die ich noch im Gedächtnisse auf diesem von Güte und innerer Freudigkeit strahlenden Antlitze lächeln sehe, sollte so viele Tugend für Dich nur eine Lüge gewesen sein? — solltest Du verschwunden sein, wie der Schein meiner Lampe auf Deinem Portrait, wenn meine Hand das Licht entfernt, welches mir gestattet, Dich zu beleuchten?

Nein, nein! Gott ist wahrhaft, er wird Dich nicht getäuscht haben, Dich, der Du nie ein Kind täuschen wolltest! —

XLVI.

Der Arzt nahm an mir den zärtlichsten Antheil. Es war, als ob ihm Julie einen Theil ihrer Zärtlichkeit mitgetheilt habe. Er verstand mein Uebel nur zu gut, ohne mich sehen zu lassen, daß er es begreife. Er kannte die moralischen Leidenschaften zu sehr, um deren Symptome in uns nicht wahrzunehmen. Er befahl mir bei Todesstrafe, abzureisen, und ließ mir durch Julien den eigenen Urtheilsspruch verkünden. Er hatte ihr seine Befürchtungen mitgetheilt, und lieh die zarte Gewalt der Liebe, um mich der Liebe zu entreißen, und versüßte die Trennung durch die Hoffnung. Er verordnete mir, zuerst eine Zeitlang bei meiner Familie zuzubringen, und sodann nach den savoyischen Bädern zurückzukehren, wo Julie sich mir zu Anfang des Herbstes auf seinen Befehl anschließen würde.

Seine Frömmigkeit schien sich nicht über die Symptome der gegenseitigen Liebe, die er zwischen der jungen Frau und dem jungen Manne zu erblicken nicht vermeiden konnte, zu beunruhigen. Dieses reine Feuer erschien ihm als ein Fehler, zugleich aber als eine Reinigung. Sein Gesicht

zeigte uns nur die Nachsicht eines Menschen und das Mitleid eines Gottes.

So lös'te er, um uns Beide zu retten, eine Umarmung, die uns Beide im gleichen Tode erstickt haben würde. Ich willigte endlich ein, zuerst abzureisen. Julie schwor mir zu, daß sie mir bald folgen werde. Ach, ihre Thränen, ihre Blässe, das Zittern ihrer Lippen betheuerte es besser, als ihre Schwüre. Es wurde beschlossen, daß ich Paris verlassen solle, sobald es meine Kräfte gestatteten.

Der 18. Mai wurde zum Tage meiner Abreise festgesetzt.

Sobald einmal die so nahe Trennung beschlossen war, zählten wir die Minuten für Stunden und die Stunden für Tage. Wir hätten Jahre in eine Sekunde zusammenhäufen und concentriren mögen, um der Zeit das Glück, von dem wir so viele Monate lang geschieden leben sollten, abzukämpfen und im Voraus zu genießen. Diese Tage waren köstlich, zugleich aber auch von Aengsten und Qual erfüllt. Wir fühlten bei jeder Zusammenkunft, jedem Blicke, Worte und Händedrucke die Kälte des herannahenden Morgens. Ein solches Glück ist kein Glück, es ist eine Folter des Herzens und eine Qual der Liebe!

Wir weihten unserm Abschiede den ganzen, meiner Abreise vorhergehenden Tag. Wir wollten diesen Abschied nicht im Schatten der Mauern, welche die Seele ersticken, und unter den Augen Zudringlicher, die das Herz in sich zurückdrängen, sondern unter dem Himmel, in der freien Luft, im Lichte, in der Einsamkeit und im Schweigen feiern.

Die Natur gesellt sich allen Empfindungen des Menschen zu, sie begreift dieselben und scheint sie zu theilen wie ein unsichtbarer Vertrauter, und trägt sie zum Himmel, um sie dort zu sammeln und zu vergöttlichen.

XLVII.

Am Morgen dieses Tages trug uns ein bis zum Abend gemietheter Wagen aus der Stadt. Die Fenster waren aufgezogen, die Vorhänge geschlossen. Wir durchschnitten die fast einsamen Straßen der hohen Stadttheile von Paris, welche bis zu dem von hohen Mauern umgebenen Parke von Mousseau führen.

Dieser damals ausschließlich für die Spaziergänge der Prinzen, welchen er gehörte, bestimmte Garten, öffnete sich

nur gegen Eintrittskarten, mit deren Austheilung man äußerst sparsam verfuhr, für vornehme Fremde oder Reisende, die dieses Meisterwerk der Vegetation zu sehen wünschten.

Ich hatte zwei dieser privilegirten Karten durch einen Jugendfreund meiner Mutter, der zum Hause dieser Prinzen gehörte, erlangt, und diese Einsamkeit gewählt, weil ich wußte, daß die Besitzer abwesend, der Eintritt für alle Andern verschlossen, und die Gärtner selbst entfernt waren, um sich einen Feiertag zu machen.

Diese großartige, mit Gebüschen bepflanzte, von Wiesen durchschnittene, von laufenden Gewässern oder Teichen bespülte, durch Monumente, Säulen und Ruinen, den Bildern der Zeit, in denen die Kunst das Alter der Steine nachgeahmt hat, und deren Trümmer von Epheu überdeckt sind, vergeistigte Einsamkeit, besaß an jenem Tage keine andern Gäste, als die Sonnenstrahlen, die Insekten, die Vögel und uns.

Ach, ihr Rasen und Laub sollte wohl auch nie von heißeren Thränen benetzt werden!

Je wärmer und glänzender der Himmel war, je herrlicher Schatten und Licht beim Hauche des Sommerwindes

auf dem Rasen mit einander kämpfte, wie der Schatten der Schwingen eines Vogels, welcher einen andern verfolgt, je trunkenere und liebestammelndere Töne die Nachtigallen in die reine Luft hinausschleuderten, je deutlicher die Gewässer in ihrem glänzenden Spiegel die Primeln, Gänseblümchen und blauen Sinngrünblumen, von denen die Böschung ihres Bettes bedeckt war, wiederspiegelten, desto trauriger erschien uns diese Freude und desto stärker kontrastirte diese lichtvolle Heiterkeit eines Frühlingsmorgens mit dem auf unserm Herzen lastenden düstern Gewölke.

Umsonst suchten wir uns auf einen Augenblick selbst zu täuschen, indem wir die Schönheit der Gegend, den Glanz der Blumen, den Duft der Lüfte, die Dichtheit des Schattens, die Einsamkeit dieses Parkes, welcher hinreichend gewesen wäre, um das Glück einer ganzen Welt voll Liebe in sich zu begraben, bewunderten. Wir warfen aus Gefälligkeit einen zerstreuten Blick darauf, der aber bald wieder zu Boden sank. Unsere Stimmen verriethen, indem sie durch eitle Formeln der Freude und Bewunderung antworteten, die Leere der Worte und die Abwesenheit unserer Gedanken.

Umsonst setzten wir uns abwechselnd am Fuße der duftigsten Hollunderbüsche, unter den grünen Armen der

schönsten Cedern, auf den gerieften Trümmern der am tiefsten in den Epheu gehüllten Säulen, am Rande der am schönsten von dem Rasen ihres Bassins begrenzten Gewässer nieder, um hier die langen Stunden des letzten Tages zuzubringen.

Wir hatten kaum eine dieser Stellen gewählt, als uns auch schon eine unbestimmte Unruhe zwang, sie zu verlassen, um eine andere aufzusuchen. Hier war es der Schatten, dort das Licht, weiterhin das überlästige Geräusch des Wasserfalles oder die Hartnäckigkeit der über unsern Köpfen singenden Nachtigall, was uns alle diese Genüsse verbitterte und alle jene Schauspiele verhaßt machte. Wenn das Herz in der Brust vom Schmerze bewegt ist, so schmerzt uns die ganze Natur. Das Paradies selbst würde eine weitere Qual sein, wenn es die Bühne der Trennung zweier Liebenden bildet.

Vom Umherirren, ohne Schutz gegen uns selbst finden zu können, ermüdet, setzten wie uns endlich nach zwei Stunden bei einer über einen Bach führenden kleinen Brücke etwas von einander entfernt nieder, als ob uns selbst das Geräusch unsrer Athemzüge lästig wäre, oder wir einander instinktmäßig das dumpfe Murmeln des inneren Schluchzens, welches wir kaum in der Brust zu verschließen ver-

mochten, hätten verbergen wollen. Wir blickten lange zerstreut auf das grünliche, ölartige Wasser, das langsam unter dem Bogen der kleinen Brücke verschwand und bald ein weißes Maiblümchenblatt, bald ein leeres weiches Vogelnest, das der Wind vom Baume geschüttelt hatte, mit forttrug.

Plötzlich sahen wir mit unbeweglichen, ausgebreiteten Flügeln die Leiche einer armen kleinen Schwalbe heranschwimmen. Sie war ohne Zweifel ertrunken, als sie aus dem Bache trinken wollte, ehe ihre Flügel kräftig genug waren, um sie darüber zu erhalten. Sie erinnerte uns an die Schwalbe, die eines Tages von dem verfallenen Thurme des alten Schlosses am Seegestade todt zu unsern Füßen herabgefallen war und die uns wie eine üble Vorbedeutung betrübt hatte. Der todte Vogel schwamm langsam an uns vorüber und der Wasserspiegel trug ihn, ohne sich zu kräuseln, dahin, bis er allmählig unter der tiefen Nacht des Brückenbogens verschwand. Als die Leiche nicht mehr zu sehen war, erblickten wir eine andere Schwalbe, die hundertmal unter Nothgeschrei durch den Bogen hin- und herflog und mit den Schwingen gegen die Wölbung streifte.

Wir betrachteten einander unwillkürlich. Ich weiß nicht, was sich unsre Blicke sagten, als sie sich trafen, aber diese Verzweiflung des armen Vögelchens fand unsre Augen

so voll und unsre Herzen dem Brechen so nahe, daß wir Beide im gleichen Augenblicke das Gesicht von einander abwandten und in Schluchzen ausbrachen. Eine Thräne zog die andere, ein Gedanke den andern, eine Ahnung die andere, ein Seufzer den andern nach.

Wir versuchten zuweilen mit einander zu sprechen, aber der gebrochene Ton der Stimme des Einen brach den des Andern nur noch mehr und wir gaben endlich der Natur nach, und vergossen während der vom Schatten allein gemessenen Stunden alle Thränen, die aus unsern innern Quellen hervorströmten. Sie benäßten das Gras, der Wind trocknete sie auf, die Erde sog sie ein, Gott zählte sie, die Sonnenstrahlen nahmen sie hinweg.

Als wir, fast ohne uns durch das Gewölk unsrer Augen zu sehen, aufstanden, war kein Tropfen des Schmerzes mehr in unsrer Seele.

Dies war unser Abschied, ein Grabesbild, ein Ozean von Thränen, ein ewiges Schweigen.

Wir trennten uns so, ohne einander wieder zu betrachten, um nicht unter dem Gegenstoße dieses Blickes niederzusinken. Dieser verlassene Garten unsrer Liebe und unsers Abschiedes wird nie die Spur meiner Schritte wiedersehen.

XLVIII.

Am nächsten Tage rollte ich betäubt und schweigend mit in meinen Mantel gehülltem Kopf zwischen fünf bis sechs sich munter von der Qualität des Weines und dem Preise des Mittagsessens im Gasthofe unterhaltenden Fremden in einem jener gewöhnlichen Wagen, worein man die Reisenden zu stecken pflegt, über die nackten Hügel der nach Süden führenden Landstraße hin.

Ich öffnete während dieser langen, trüben Reise kein einziges Mal die Lippen.

Meine Mutter empfing mich mit der heitern, resignirten Zärtlichkeit, die bei ihr selbst das Unglück fast glücklich machte. Ich brachte ihr nur einen kranken Körper, getäuschte Hoffnungen, das Bewußtsein, ihren Diamanten umsonst für mein Glück weggegeben zu haben, eine Melancholie mit, welche sie der unthätigen Jugend, der nahrungslosen Phantasie zuschrieb, deren wahren Grund ich ihr aber sorgfältig verschwieg, um ihren Schmerzen nicht noch einen unheilbaren Kummer hinzuzufügen.

Ich verlebte den Sommer allein in einem einsamen Thale zwischen rauhen Bergen, wo mein Vater einen kleinen,

von einer Arbeiterfamilie bewohnten Meierhof besaß. Meine Mutter hatte mich hierher geschickt und der Sorgfalt dieser wackern Leute anvertraut, um Luft zu schöpfen und Milch zu trinken.

Meine einzige Beschäftigung bestand darin, die Tage zu zählen, welche mich noch von dem Augenblicke trennten, wo ich Julien in unserm geliebten Alpenthale erwarten sollte. Ihre Briefe, die ich täglich empfing und beantwortete, unterhielten meine Zuversicht und zerstreuten durch ihre Munterkeit und Liebesworte die Gewölke trüber Vorahnungen, welche unser Abschied in meiner Seele zusammengehäuft hatte.

Von Zeit zu Zeit schien mir wohl ein, wie ein todtes Blatt unter das grüne Frühlingslaub, unter diese Aussichten geworfenes, oder unter ihnen vergessenes Wort der Entmuthigung und Traurigkeit etwas im Widerspruche mit der Ruhe und blühenden Gesundheit zu stehen, wovon sie zu mir sprach. Ich schrieb jedoch diese seltenen Mißlaute dem Schatten der Erinnerung oder der Ungeduld über die Langsamkeit der Tage zu, die, wie es schien, über das Blatt hingezogen waren, während sie mir schrieb.

Dle elastische Gebirgsluft, die Nachtruhe, die Tagesausflüge, die körperliche Arbeit im Garten und auf den

Wiesen des Meierhofes meines Vaters, vor Allem aber die Nähe des Herbstes und die Gewißheit, bald Diejenige wieder zu sehen, die in ihrem Blicke mein Leben trug, hatte mich schnell wiederhergestellt. Es blieb in mir keine Spur des Leidens mehr zurück, als eine über meine Züge ausgebreitete sanfte, nachdenkliche Trauer, gleich dem Nebel eines Sommermorgens, dem Schweigen eines Geheimnisses und ein instinktmäßiges Streben nach Einsamkeit, welches den abergläubischen Landleuten des Gebirges den Glauben beibrachte, ich stehe im Verkehr mit den Geistern des Waldes.

Die Liebe hatte allen Ehrgeiz aus meinem Herzen verdrängt, ich hatte mich in meine Armuth und unabänderliche Unbekanntheit für das ganze Leben gefügt. Die fromme, heitere Resignation meiner Mutter war mit ihren sanften Worten in meinen Geist gedrungen. Ich gab mich jetzt keinen andern Träumen mehr hin, als dem, zehn bis eilf Monate des Jahres mit der Hand oder der Feder zu arbeiten, und auf diese Weise genug zu ersparen, um einen oder zwei Monate bei Julien zubringen zu können; sodann, wenn der Greis sterben sollte, mich sklavisch ihrem Dienste zu weihen, wie Rousseau dem der Madame de Warens, uns in eine einsame Hütte dieser Berge oder der wohlbekannten Sennereien Savoyens zurückzuziehen, hier in ihr zu leben,

wie sie in mir, ohne auch nur mit dem Blicke nach dieser leeren Welt zurückzuschauen, oder von der Liebe selbst eine andere Belohnung zu verlangen, als das Glück, lieben zu dürfen.

XLIX.

Ein einziger Umstand rief mich indessen mit grausamer Gewalt aus diesem Lande meiner Träume zurück; nämlich die Armuth, in die mein väterliches Haus in Folge der für mich gemachten und verlorenen Ausgaben gesunken war. Die Ernten waren mehrere Jahre hinter einander mißrathen, Vermögensunfälle hatten die bescheidene Wohlhabenheit meiner Eltern fast in Dürftigkeit verwandelt. Wenn ich des Sonntags meine Mutter besuchte, so entdeckte sie mir jedesmal ihre Verlegenheiten und vergoß vor mir Thränen, die sie meinem Vater und meinen Schwestern verbarg.

Ich war selbst damals in die äußerste Armuth versunken. Ich lebte in dem Meierhofe nur von Schwarzbrot, Milchprodukten und Eiern; ich verkaufte in der Stadt allmählig alle von Paris mitgebrachten Effekten und Bücher, um das Porto der Briefe Juliens zu bezahlen, für die ich meinen letzten Blutstropfen verkauft haben würde.

Indeß näherte sich der Monat September seinem Ende. Julie schrieb mir, daß sie durch Besorgnisse über die Gesundheit ihres von Tag zu Tag schwächer werdenden Gatten (o frommer Betrug der Liebe, um ihre eigne Krankheit zu verbergen und mich ihre eignen Sorgen nicht wissen zu lassen) länger als sie geglaubt hätte, in Paris zurückgehalten wäre. Sie forderte mich jedoch auf, ohne Zögern selbst abzureisen und sie in Savoyen zu erwarten, wo sie ohnfehlbar gegen Ende Oktober zu mir kommen würde.

Dieser Brief war mit Empfehlungen, wie sie die zärtlichste Schwester nur einem geliebten Bruder geben konnte, angefüllt. Sie beschwor mich und befahl mir mit der souverainen Gewalt ihrer Liebe, auf ein Uebel Rücksicht zu nehmen, welches zuweilen unter der blühendsten Oberfläche der Jugend brüte und sie plötzlich im Augenblicke, wo man es besiegt zu haben glaube, vertrockne und hinmähe. Er enthielt überdies eine Verordnung von ihrem und meinem Arzte, dem mitleidigen Doktor Alain, der mir in den befehlendsten Ausdrücken und unter den beunruhigendsten Drohungen einen langen Aufenthalt in den Bädern von Aix auferlegte.

Ich hatte diese Verordnung des Arztes meiner Mutter gezeigt, um meine Abreise zu motiviren, wodurch sie sich so

sehr beunruhigte, daß sie nicht aufhörte, ihre Bitten mit den Befehlen der Aerzte zu vereinigen, um mich zur Abreise zu zwingen. Ich hatte mich aber leider umsonst an einige Freunde, die eben so arm waren, als ich, und einige grausame Wucherer gewendet, um die zu meiner Reise nöthige schwache Summe von zwölf Louisdor aufzutreiben. Mein Vater war seit sechs Monaten abwesend, meine Mutter wollte um keinen Preis seine Verlegenheit und Unruhe durch Geldforderungen vermehren. Er konnte nichts aufnehmen, ohne eine Beschränktheit zu verrathen, die ihn so schon zu sehr demüthigte. Ich machte mich also darauf gefaßt, mit zwei bis drei Louisdors in der Börse abzureisen, indem ich das Uebrige bei meinem Freunde L... in Chambery zu finden hoffte.

Wenige Tage vor meiner Abreise fand aber meine Mutter, eines Nachts, darüber nachdenkend, in ihrem Herzen die Hülfsquelle, welche auch nur ein Mutterherz finden konnte.

L.

In einer Ecke des kleinen Gartens, welcher das väterliche Haus auf zwei Seiten begrenzte, befand sich ein kleines

Dickigt, das aus zwei bis drei Linden, einer Steineiche, sieben bis acht knorrigen Hagebuchen, den Ueberresten eines Jahrhunderte alten Waldes bestand, die man ohne Zweifel als den Genius loci verschont hatte, als der Hügel urbar gemacht, das Haus erbaut, der Garten ummauert wurde.

Diese schönen Bäume waren an Sommertagen das Gesellschaftszimmer der Familie in freier Luft. Durch ihre Knospen im Frühjahre, ihre Färbungen im Herbste, ihre abgestorbenen Blätter, die im Winter durch den Reif ersetzt wurden, welchen sie auf ihren alten Aesten trugen, wie weißes Haar, wurden uns von ihnen die Jahreszeiten bezeichnet. Ihr an ihrem Fuße zusammenschwindender oder über den Rasenplatz, auf dem sie standen, sich ausdehnender Schatten, bezeichnete uns die Stunde besser, als eine Sonnenuhr. Meine Mutter hatte uns unter ihrem Laubdache gesäugt, gewiegt, gehen gelehrt; mein Vater setzte sich bei der Rückkehr von der Jagd mit einem Buche in der Hand darunter nieder, während er seine spiegelblanke Flinte an einem ihrer Aeste aufhing und seine keuchenden Hunde unter der Bank lagen.

Ich selbst hatte hier die süßesten Stunden meines Jünglingsalters mit Homer oder Telemach vor mir auf dem Grase liegend zugebracht; ich streckte mich gern auf den warmen

Rasen nieder, und lehnte mich vor dem Bande, dessen Zeilen mir zuweilen von Eidechsen oder Schnecken verdeckt wurden, auf den Ellnbogen.

Die Nachtigallen sangen hier dem Hause ihr Lied vor, ohne daß man je ihr Nest, oder auch nur den Zweig, von dem sie ihre Stimme ertönen ließen, entdeckt hatte. Dieses Bosket war der Ruhm, die Erinnerung, die Liebe Aller. Der Gedanke, es in einen kleinen Sack von Thalern zu verwandeln, der weder den Herzen ein Andenken noch jemals Freude oder Schatten gewähren sollte, würde Niemandem beigefallen sein, wenn nicht einer vor Furcht für das Leben ihres einzigen Sohnes halbtodten Mutter.

Meiner Mutter fiel dies ein. Mit der Schnelligkeit des Instinctes und der festen Entschlossenheit, welche sie characterisirten, und ohne Zweifel auch in der Furcht, daß von einem Gewissensbisse ergriffen, ihr meine zärtlichen Bitten Einhalt thun würden, wenn sie warte, um mich zu Rathe zu ziehen, ließ sie beim Erwachen die Holzfäller kommen und legte die Axt an die Wurzeln, während sie weinte und sich abwendet, um den Fall und das Klagen dieser alten Schützer ihrer Jugend auf dem wiederhallenden, nackten Boden des Gartens nicht zu vernehmen.

LI.

Als am nächsten Sonntag bei der Rückkehr von Mâcon mein Auge von der Berghöhe die Baumgruppe suchte, welche so hübsch gegen den Hügel abstach, und einen Theil der gräulichen Mauer des Hauses vor der Sonne verdeckte, glaubte ich zu träumen, als ich an ihrer Stelle nichts als einen Haufen niedergehauener Stämme, die Erde bedeckender, geschälter und noch blutender Zweige und den einem Marterwerkzeuge ähnlichen Bock der Bretsäger, welche knirschend die Bäume mit den Zähnen ihrer Sägen durchschnitten, erblickte. Ich eilte auf die äußere Mauer zu und öffnete zitternd die kleine Gartenthür.

Ach! es stand nichts mehr als die Steineiche, eine Linde und die älteste Hagebuche, unter welche die Bank gestellt worden war.

„Es ist genug,“ sagte meine Mutter zu mir, indem sie ihre Thränen verbergend mir entgegen kam und sich in meine Arme stürzte; „der Schatten eines Baumes ist eben so viel werth, als der eines Waldes. Welcher Schatten könnte

mir übrigens den Deinigen ersetzen? — Mache mir keine Vorwürfe. Ich habe Deinem Vater geschrieben, daß die Kronen der Bäume verderben und dem Küchengarten Schaden brächten. Laß uns nicht mehr davon sprechen!“ —

Sodann zog sie mich in das Haus, öffnete ihren Secretair, zog einen halbwollnen Sack mit Thalern hervor und sprach:

„Nimm und reise ab! — Die Bäume sind mir reichlich genug bezahlt, wenn Du geheilt und glücklich zurückkommst!“

Ich nahm den Sack erröthend und schluchzend. Es befanden sich sechshundert Franken darin; aber ich beschloß ihn vollständig meiner armen Mutter wieder zurückzubringen.

Ich reis'te zu Fuß, lederne Gamaschen an den Beinen und meine Flinte auf der Schulter, wie ein Jäger ab. Ich hatte aus dem Sacke nur hundert Franken genommen, die ich zu dem Wenigen, was ich früher besaß und dem Ertrage meiner letzten verkauften Arbeiten fügte, um meiner Mutter so wenig als möglich zu kosten. Der Preis der Bäume würde mich erstickt haben.

Ich ließ ihn insgeheim im Meierhofe zurück, um ihn bei der Rückkehr derjenigen, die sich ihn für mich so heroisch

aus den Herzen gerissen hatte, zurückzugeben. Ich aß und schlief in den bescheidensten Dorfwirthshäusern. Man hielt mich für einen armen schweizer Studenten, der von der Universität Straßburg nach Hause zurückkehrt, und verlangte mir nur den genauen Werth des Brotes, welches ich verzehrt, des von mir verbrannten Lichtes und des Strohsackes, auf dem ich geschlafen hatte, ab. Ich hatte nur ein Buch mitgenommen, welches ich des Abends auf der Bank vor der Thür zu lesen pflegte. Es war der Werther in deutscher Sprache und die unbekannten Schriftzeichen bestärkten meine Wirthe in der Idee, daß ich ein fremder Reisender sei.

So durchschritt ich die langen malerischen Thäler des Bugey; die Rhône überschritt ich zu Fuße bei dem Felsen von Pierre Châtel. Der tief eingeschlossene Fluß bespült ewig die Basis dieses Felsens mit Wellen von der reißenden Schnelle eines Mühlsteins und von der Schärfe eines Messers, wie um dieses Staatsgefängniß, welches mit seinen Schatten das Bett desselben trübt, zu zerstören.

Ich erstieg langsam den Mont du Chat auf den Bergpfaden der Gemsenjäger. Auf dem Gipfel angekommen, erblickte ich vor mir die Thäler von Aix, Chambery und Annecy in der Ferne, und zu meinen Füßen den durch die schimmernden Strahlen der Abendsonne gerötheten See.

Es schien mir, als erfüllte eine einzige Gestalt für mich die Unermeßlichkeit dieser Aussicht. Sie erhob sich von den Sennhütten, wo wir uns getroffen hatten, von dem Garten des alten Arztes, dessen spitzes Schieferdach ich über den Rauchwolken der Stadt unterschied, den Feigenbäumen des kleinen Thurmes von Bonport im Hintergrunde einer Bucht am andern Ufer, den Kastanienbäumen des Hügels von Tresserves, den Wäldern von St. Innocent, der Insel Chatillon, den nach dem Hafen zurückkehrenden Barken, der ganzen Erde, dem ganzen Himmel und allen Wellen.

Ich sank vor diesem von einem Schatten erfüllten Anblicke nieder, öffnete und schloß die Arme, als ob ich ihre Seele in der Luft umschlungen hätte, die über alle diese Scenen unsers Glückes, alle diese Spuren ihrer Schritte hingestrichen war. Sodann setzte ich mich hinter einem mit Buchsbaum bedeckten Felsen nieder, so daß mich selbst die Ziegenhirten, wenn sie auf dem Pfade vorüber kamen, nicht bemerken konnten.

Hier blieb ich in Betrachtungen und Erinnerungen versunken, bis die Sonne fast die Schneegipfel von Nivolex berührte. Ich wollte am Tage weder über den See fahren, noch die Stadt betreten.

Die Einfachheit meiner Kleidung, die Armuth meiner

Börse, die Frugalität des Lebens, wozu mich die Nothwendigkeit verurtheilte, wenn ich einige Monate bei ihr zubringen wollte, würde den Bewohnern und Gästen im Hause des alten Arztes zu seltsam erschienen sein. Alles dies stach zu sehr gegen die Eleganz, der Kleidung und der Gewohnheiten des Lebens, welche ich hier im vorigen Jahre bewiesen hatte, ab. Ich würde sie zum Erröthen gebracht haben, wenn ich in den Straßen wie ein junger Mensch erschienen wäre, der nicht einmal so viel besaß, um sich an diesem Aufenthalte des Luxus in einem anständigen Gasthofe einzuquartieren.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, mich bei Nacht in die Hütten-Vorstadt zu schleichen, die sich von Obstgärten umgeben, unterhalb der Stadt am Ufer eines Baches hinzieht.

Ich kannte hier eine arme junge Magd, Namens Fanchette, die sich im vorigen Jahre mit einem Schiffer verheirathet hatte und ein paar Betten auf dem Boden ihrer Hütte besaß, um eine Kranke zum Preise von funfzehn Sous des Tages bei sich aufzunehmen. Ich hatte eines dieser Betten und einen Sitz an diesem Tische bei der armen Frau bestellen lassen, indem ich ihr anempfahl, das Geheimniß davon zu bewahren.

Mein Freund L*** in Chambery, dem ich geschrieben und den Tag meiner Ankunft am See mitgetheilt hatte, war

vor einigen Tagen selbst gekommen, um Fanchette zu benachrichtigen und meine Wohnung zu bestellen. Ueberdies hatte ich ihn gebeten, die Briefe, welche mir von Paris gesendet werden würden, in Chambery anzunehmen und mir sie durch den Conducteur der Carriolpost, die zwischen diesen beiden Städten geht, zukommen zu lassen. Ich wollte mich, so lange ich in Aix blieb, den Tag über in der kleinen Kammer der Hütte in der Vorstadt oder den benachbarten Obstgärten eingeschlossen halten, erst nach Einbruch der Nacht ausgehen, außerhalb der Stadt zu dem Hause des alten Arztes hinaufsteigen und durch die in das Freie führende Pforte in den Garten treten. Ich gedachte die einsamen Stunden des Abends in köstlichen Unterhaltungen zuzubringen und schätzte mich glücklich, meine durch jene Stunden der Liebe tausendfältig vergoltene Armuth und Niedrigkeit zu erleiden.

Hierdurch würde ich, wie ich glaubte, die Achtung für das von meiner armen Mutter gebrachte Opfer mit der Anbetung meiner Gottheit vereinigen.

LII.

Mit dem frommen Aberglauben der Liebe hatte ich meine Schritte auf dem langen Wege zu Fuße so abgemes=

sen, daß ich am Jahrestage des Wunders unsrer ersten Begegnung und der Offenbarung unsrer beiden Herzen in der kleinen Fischerherberge am Ufer des Sees von der andern Seite des Mont du Chat in der Abtei Haute-Combe ankam.

Es schien mir, als ob die Tage ihre Bestimmungen hätten, wie alle übrigen menschlichen Dinge und daß ich, dieselbe Sonne, den gleichen Monat, denselben Tag, an demselben Orte wieder findend, einen Theil derjenigen, nach welcher ich mich sehnte, antreffen würde. Es sollte wenigstens eine Vorbedeutung unsrer nahen Wiedervereinigung auf lange Zeit sein.

LIII.

Von dem steilen Pfade aus, welcher vom Gipfel des Mont du Chat nach dem See herabführt, erblickte ich bereits zur Linken die alten Ruinen und über den See hinragenden langen Schatten der Abtei.

Wenige Minuten brachten mich herab. Die Sonne versank hinter den Alpen. Die Berge, die Ufer und die Wellen hüllten sich in die lange Herbstdämmerung. Ich verweilte nicht bei den Ruinen, sondern durchschritt schnell

den Obstgarten, wo wir an dem Heuschober bei den Bienenstöcken gesessen hatten. Die Bienenstöcke und der Heuschober waren noch da; aber man erblickte durch die Fenster der kleinen Herberge weder Licht, noch von dem Schornsteine aufsteigenden Rauch, noch auf dem Gartenzaune zum Trocknen aufgehangene Netze.

Ich klopfte an, erhielt aber keine Antwort. Ich zog an der hölzernen Klinke, die Thür öffnete sich von selbst. Ich trat in das kleine Gemach mit seinen eingeräucherten Wänden; der Kamin war bis auf die Asche rein gekehrt, der Tisch und die Bänke waren herausgenommen, das Steinpflaster war mit Strohhalmen und aus den fünf bis sechs wie ein Karnies an dem schwarzen Gebälke der Decke hängenden leeren Schwalbennestern gefallenen Federn bedeckt.

Ich stieg die durch eine eiserne Krampe an die Wand befestigte Holzleiter hinauf in das obere Zimmer, wo Julie aus ihrer Ohnmacht erwacht war und die Hand auf meine Stirn gelegt hatte, trat hinein wie in ein Heiligthum oder ein Grab und ließ meine Blicke darin umherschweifen. Die hölzernen Betten, Schränke und Schemel waren verschwunden.

Beim Geräusch meiner Schritte schlug ein Nachtvogel schwerfällig mit den Flügeln, streifte mit seinem Gefieder an

die Mauern und entfloh schreiend durch den offenen Laden nach dem Obstgarten zu. Ich konnte die Stelle, wo ich während jener furchtbaren und köstlichen Nacht am Fuße des Bettes oder Sarges der jungen Todten gekniet hatte, kaum erkennen. Ich küßte hier den Fußboden, setzte mich auf die Fensterbrüstung und versuchte lange Zeit in meinem Gedächtnisse den Ort, den Hausrath, das Bett, die Lampe, die Stunden, die in mir an ihrer Stelle geblieben waren, während Alles schon durch ein Jahr der Abwesenheit hier verändert war, wieder herzustellen. In der verlassenen Umgebung der Hütte befand sich Niemand, der mir über die Ursache der Einsamkeit dieses Hauses hätte Auskunft geben können. Ich glaubte an den Reißighaufen, die im Hofe geblieben waren, an den Hühnern und Tauben, die von selbst in das Zimmer oder auf das Dach kamen und den unberührten Heu- und Strohschobern im Obstgarten zu erkennen, daß die Familie nach den hohen Matten des Gebirges gegangen, um Heu zu mähen, aber noch nicht zurückgekommen sei.

Diese Einsamkeit, in die ich gedrungen war, erschien mir traurig, weniger traurig indessen als die Gegenwart und die Schritte Gleichgiltiger an diesem für mich geheiligten Orte. Ich hätte vor ihnen meinen Augen, meiner

Stimme, meinen Bewegungen und den mich bestürmenden Eindrücken Zwang anlegen müssen.

Ich beschloß die Nacht hier zuzubringen, trug ein Gebund frisches Stroh herauf, breitete es auf dem Fußboden an der Stelle, wo Julie in ihrem Todtenschlafe gelegen, aus, lehnte mein Gewehr an die Mauer und zog aus meinem Tornister ein Stück Brot und etwas Ziegenkäse hervor, welches ich in Seyssel auf den Weg mitgenommen hatte. Dann begab ich mich an den Rand der Quelle, die abwechselnd hervorsprudelt und aussetzt wie ein Athemzug des Berges, um auf der grünen Ebene über den Ruinen der Abtei mein Abendbrot zu verzehren.

LIV.

Man genießt vom Rande dieser Ebene und den verfallenen Terrassen des alten Klosters aus zu jener Stunde des Abends die entzückendste Aussicht, die das Auge eines Einsamen, eines Betrachtungsvollen oder Liebenden erfreuen kann: den grünen, feuchten Schatten des Gebirges mit dem Geräusch der Quelle und dem Flüstern des Laubes hinter sich; die Ruinen, die mit Epheu überzogenen Mauertrüm-

mer, die düstern, geheimnißvollen Bogengänge, den See und seine langsam ihre kleinen Schaumfranzen wie die Falten eines Betttuches, mit denen er seinen Schlummer auf dem feinen Sande versüßt, heranrollenden Wellen, am Fuße der Klippen.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer die blauen mit durchsichtigen Schatten bedeckten Berge, zur äußersten Rechten die bis an den Horizont sich hinziehenden Lichtstreifen, welche die Sonne auf dem Wasser und am Himmel mit purpurnem Scheine ausgießt, während sie ihr Licht zurückzieht.

Ich badete mich in diesem Schatten und diesem Lichte, in diesen Gewölken und Wellen; ich verschmolz diese Natur mit mir und glaubte mir so das Bild Derjenigen, welche diese ganze Natur für mich war, mit mir zu verschmelzen. Ich sagte zu mir:

„Dort habe ich sie gesehen! in dieser Entfernung war ich von ihrem Kahne, als ich ihn gegen den Sturm kämpfen sah. Hier ist das Ufer, wo sie landete! — da der Obstgarten, wo wir im Sonnenscheine jene langen Geständnisse austauschten und wo sie in das Leben zurückkehrte, um mir zwei Leben zu geben! — dort in der Ferne die Pappelwipfel der großen Allee, die sich wie eine aus dem Wasser steigende grüne Schlange hinzieht! — hier die Sennhütten

die Rasenplätze, die Kastanienhaine, die Hohlwege im Vordergrunde der Berge, wo ich die Blumen, Erdbeeren und Kastanien pflückte, womit ich ihre Schürze anfüllte! — hier hat sie mir dies gesagt, — dort habe ich ihr jenes Geheimniß meiner Seele gestanden. — An einem andern Orte haben wir einen ganzen Abend schweigend die Augen auf die untergehende Sonne gerichtet, das Herz in Enthusiasmus versunken, den Mund ohne Stimme verweilt. Auf dieser Welle wollte sie sterben, auf jenem Gestade schwur sie, mir zu leben; unter dieser damals entlaubten Nußbaumgruppe nahm sie von mir Abschied und versprach, daß ich sie wiedersehen würde, ehe die neuen Blätter vergelbt wären! — Sie fangen schon an zu vergilben! — Die Liebe ist aber eben so treu als die Natur. In einigen Tagen werde ich sie wiedersehen — ich sehe sie schon, denn bin ich nicht schon da, um sie zu erwarten, und ist ein solches Erwarten nicht schon ein Wiedersehen? —“

LV.

Dann stellte ich mir den Augenblick vor, wo ich hinter den schattigen Nußgärten, die hinter dem Garten des

alten Arztes den Berg bedecken, spazieren gehen, sich endlich das Fenster des verschlossenen Zimmers, wo man sie erwartete, zum ersten Male geöffnet sehen und zwischen den Vorhängen ein Weib mit von langem schwarzem Haar umflossenem Haupte erscheinen und von dem Bruder träumen würde, den sie in dieser Natur, wo sie ebenfalls nichts als ihn erblickte, suchte. —

Und mein Herz klopfte bei diesem Bilde mit solcher Hast in meiner Brust, daß ich es auf einen Augenblick aus meinen Gedanken entfernen mußte, um athmen zu können.

Unterdessen hatte sich die Nacht fast gänzlich von dem Gebirge auf den See herabgesenkt. Man erblickte denselben nur noch durch einen dämmerigen Nebel, welcher seinen düstern Spiegel überdeckte. In dem tiefen und allgemeinen Schweigen, welches der Dunkelheit vorausging, vernahm mein Ohr die regelmäßigen Schläge zweier Ruder, die sich dem Ufer zu nähern schienen.

Bald darauf sah ich einen kleinen beweglichen Punkt auf dem Wasser größer werden, und zu beiden Seiten eine leichte Schaumfranze aufwerfen, und in die Bucht bei dem Schifferhäuschen gleiten.

Da ich glaubte, daß es vielleicht der Fischer selbst sei,

der von der Savoyer Seite zu seiner verlassenen Wohnung zurückkehre, stieg ich eiligst von den Ruinen zum Ufer herab, um mich bei der Ankunft des Fahrzeuges am Ufer zu befinden. Ich wartete auf dem Sande, bis der Fischer angelegt haben würde.

LVI.

Sobald er mich erblickte, rief er:

„Sind Sie der junge Franzose, den man bei Fanchetten erwartet und dem ich dieses Papier zustellen soll?“ Mit diesen Worten warf er sich bis an's Knie in das Wasser, eilte mir einem dicken Briefe in der Hand auf mich zu und überreichte mit denselben. Ich fühlte am Gewicht, daß dieser Brief mehre enthielt, öffnete schnell das erste Couvert und las beim schwachen Scheine des Mondes ein von diesem Morgen aus Chambery datirtes Billet meines Freundes L. . .

L. . . schrieb mir, daß meine Wohnung bei der armen Frau in der Vorstadt bestellt und in Bereitschaft gesetzt, aber noch Niemand von Paris bei unserm Freunde, dem alten Arzte, angelangt sei, daß er von mir selbst wisse, daß ich

diesen Abend in Haute-Combe sein und hier die Nacht und einen Theil des nächsten Tages zubringen werde, von der Abfahrt eines sichern Schiffers, der an der Abtei vorüber komme, Vortheil ziehe, um mir das vor zwei Tagen für mich angelangte Briefpacket, auf das ich begierig sein würde, zuzuschicken, daß er mich am nächsten Abend selbst von Haute-Combe abholen und mit mir zusammen unter dem Schutze der Nacht über den See fahren uud in die Stadt kommen werde.

LVII.

Während ich das Billet durchflog, hielt ich das Packet mit zitternder Hand. Ich beeilte mich, den Schiffer, der mit Ungeduld darnach verlangte, aus dem See zu kommen und in die Rhône einzufahren, ehe die Nacht völlig hereinbreche, zu bezahlen und zu verabschieden. Ich verlangte von ihm nichts als ein Licht, um dabei meine Briefe zu lesen, und erhielt es. Ich hörte das Geräusch seiner Ruderschläge von Neuem über den tiefen Wasserspiegel hinstreichen und stürzte mit freudigen Sprüngen in das obere Zimmer, wo ich das Stroh für meinen Schlummer aufgeschüttet hatte.

Ich sollte die heiligen Schriftzüge dieses Engels an der

Stelle selbst, wo er sich meinen Augen in seinem Glanze und in seiner Liebe kundgegeben hatte, wieder erblicken. Ich bezweifelte nicht, daß mir einer dieser Briefe mittheilen würde, daß sie von Paris abgereis't sei und sich nähere.

Ich setzte mich auf dem Strohbunde nieder, zündete das Licht an, indem ich mein Gewehr von der Pfanne brannte und brach das Couvert auf.

Erst in diesem Augenblicke nahm ich wahr, daß das Siegel des ersten Briefumschlages schwarz und von der Hand des Doktor Alain war. Beim Anblick dieser Trauer an der Stelle der erwarteten Freude überlief mich ein Schauder. Die übrigen in einem besondern Umschlage enthaltenen Briefe glitten mir aus der Hand auf die Kniee. Ich wagte kein Wort weiter zu lesen, aus Furcht, darin zu finden — ach! was weder die Hand noch die Augen, weder Blut noch Thränen, weder die Erde noch der Himmel mehr daraus verwischen konnten — den Tod!

Ich las indessen mit einem Beben der Seele, das die Sylben vor meinen Augen auf dem Papiere ertanzen ließ, die wenigen Worte:

„Seien Sie ein Mann! Ergeben Sie sich in den „Willen Desjenigen, dessen Rathschlüsse nicht die unsern „sind; erwarten Sie Niemand mehr! — Suchen Sie

„sie nicht mehr auf der Erde, sie ist mit Ihrem Namen „auf den Lippen zum Himmel aufgestiegen — Donner„stag beim Aufgang der Sonne. — Sie hat mir vor „ihrem Tode Alles gesagt — sie hat mir aufgetragen, „Ihnen ihre letzten Gedanken zu schicken, die sie bis zu „der Minute geschrieben hat, wo ihre Hand unter Ihrem „Namen erkaltete. — Lieben Sie sie in Christo, welcher „uns bis zum Tode geliebt hat, und leben Sie für Ihre „Mutter! Alain."

LVIII.

Ich sank leblos auf das Stroh nieder und kam erst unter der eisigen Kälte des über meine Stirn hinstreifenden Mitternachtswindes wieder zu mir. Das Licht brannte noch. Der Brief des Arztes lag in meiner convulsivisch geballten Hand, das unberührte Packet war von meinem Knie auf den Boden gerollt.

Ich öffnete es mit den Lippen, als ob ich es zu profaniren gefürchtet, wenn ich mit meinen Fingern dieses Siegel einer Himmelsbotschaft erbrochen hätte.

Mehre lange von Juliens Hand geschriebene Briefe

fielen daraus auf meine Kniee; sie waren nach dem Datum geordnet. In dem ersten stand:

„Raphael! o mein Raphael! o mein Bruder! Verzeihen Sie Ihrer Schwester, Sie so lange getäuscht zu „haben! — Ich habe nie gehofft, Sie in Savoyen wiederzusehen! — Ich wußte, daß meine Tage gezählt seien „und daß ich nicht bis zu diesem Glücke leben würde! — „Als ich zu Ihnen an der Thüre des Gartens von Mousseau sagte: Auf Wiedersehen, Raphael! — haben Sie „mich nicht verstanden! aber Gott verstand mich! Ich „wollte sagen: Auf Wiedersehen! in der Seligkeit! in „der ewigen Liebe des Himmels! — Kind, ich habe Alain „empfohlen, Sie ebenfalls zu täuschen, um mir beizustehen, Sie zur Abreise von Paris zu bewegen. Ich „wollte, ich mußte Ihnen dies nahe Schauspiel ersparen, „welches einen Theil von Ihrem Herzen und allen Ihren „Kräften mit hinweggenommen haben würde! — Und „dann — verzeihen Sie mir, ich sage Ihnen Alles: ich „wollte nicht, daß Sie mich sterben sähen — ich wollte „auf einige Zeit vor meinem Tode einen Schleier zwischen „Sie und mich werfen! — Ach, der Tod ist so kalt! — „ich fühle ihn, ich sehe ihn, er flößt mir Entsetzen vor „mir selbst ein! — Raphael, ich wollte in Ihren Augen

„ein Bild von Schönheit zurücklassen, welche Sie stets be=
„trachten und anbeten können sollten! — Aber jetzt reisen
„Sie nicht ab! — Erwarten Sie mich nicht in Savoyen
„— noch einige Tage — vielleicht zwei bis drei — und
„Sie werden mich nirgends mehr zu erwarten haben! —
„Ich werde bei Ihnen sein, Raphael! ich werde überall
„und immer da sein, wo Sie sich befinden! —“

Dieser Brief war von großen Thränentropfen bedeckt, die dem Papiere seinen Glanz genommen und es hart gemacht hatten.

In dem anderen, einen Tag später datirten, stand:

„Mitternacht, den —

„Raphael! Ihre Gebete haben mir eine Gnade vom
„Himmel erwirkt. Ich habe gestern an den Baum der
„Anbetung in St. Cloud gedacht, an dessen Fuße ich
„Gott durch Ihre Seele hin erblickte. Es giebt aber
„einen noch göttlicheren, den Stamm des Kreuzes! —
„ich habe ihn umarmt — ich werde mich nicht mehr von
„ihm trennen! — O, wie wohl befindet man sich unter
„dem Blute und den Thränen, die die Seele reinigen und
„in Wohlgeruch hüllen! —

„Gestern ließ ich einen frommen Priester zu mir

„kommen, von dem mir Alain erzählt hatte. Er ist ein „Greis, der Alles weiß, Alles verzeiht! — Ich habe ihm „meine Seele ausgeschüttet; er hat sie mit Licht und dem „Leben Gottes erfüllt! — O, wie gut ist Gott! — wie „nachsichtig ist er! wie voll von Milde! wie wenig kennen „wir ihn! Er gestattet mir, Sie zu lieben! Ihnen, mein „Bruder zu sein! mir, wenn ich leben bleibe, Ihre Schwe„ster auf Erden, wenn ich sterbe, im Himmel Ihr Engel „zu sein! — O, Raphael! laß uns ihn lieben, denn er „will, daß wir einander lieben, wie wir es thun! —“

Unter diesem Briefe stand ein kleines Kreuz von einem Eindrucke wie dem eines Kusses umgeben.

LIX.

Ein anderer Brief von ganz verschiedener Hand und in Buchstaben, die sich auf dem Blatte kreuzten und vermischten, wie in Finsterniß geschrieben, sagte:

„Raphael, ich will Ihnen noch ein Wort sagen! „Morgen werde ich es vielleicht nicht mehr können; wenn „ich todt sein werde, so sterben Sie nicht selbst. Ich „werde dort oben für Sie Sorge tragen; ich werde gut

„und mächtig sein, wie der so gute Gott, zu dem ich „komme! — Lieben Sie wieder nach mir — Gott wird „Ihnen eine andere Schwester senden, die außerdem eine „fromme Genossin Ihres Lebens sein wird — ich werde „ihn selbst darum bitten. — Fürchten Sie nicht, meine „Seele zu betrüben, Raphael! — sollte ich wohl im Him„mel über Ihr Glück eifersüchtig sein! — . . . . . „ . . . . Ich fühle mich besser, nach„dem ich Ihnen dies gesagt. Alain wird Ihnen diese „Gedanken und eine Locke von meinem Haar zuschicken; „ich will jetzt schlafen gehen! —“

Ein anderer, fast ganz unlesbarer, enthielt nur folgende gebrochene Zeilen:

„Raphael! Raphael! wo sind Sie! — Ich habe „mich stark genug gefühlt, um aus meinem Bette aufzu„stehen — ich habe der Frau, die mich bewacht, gesagt, „daß ich allein zu ruhen wünsche. Ich habe mich beim „Lichte der Lampe von Möbel zu Möbel bis zu dem „Tische, an dem ich schreibe, geschleppt — aber ich sehe „nichts mehr — meine Augen schwimmen in Nacht — „ich sehe schwarze Flecke auf dem Papiere schwimmen — „Raphael, ich kann nicht mehr schreiben — ach, wenig„stens noch dies Wort! —“

Hierauf kamen in großen Buchstaben, wie die eines Kindes, welches zum ersten Male die Feder versucht, zwei Worte, die die ganze Zeile einnahmen und den ganzen untern Raum der Seite ausfüllen:

„Lebe wohl! Raphael!"

LX.

Alle diese Briefe fielen mir aus den Händen. Ich schluchzte, ohne Thränen finden zu können, als ich ein anderes kleines Briefchen von der Hand des Greises, ihres Gatten, bemerkte.

Dieses Billet war in dem Augenblicke, wo ich die zweite Enveloppe entsiegelte, zwischen die Blätter geglitten.

Es standen darin nur diese Worte:

„Sie ist, ihre Hand in der meinen, einige Stunden, „nachdem sie Ihnen den letzten Abschiedsgruß geschrieben, „ausgelöscht. Ich habe meine Tochter verloren — seien „Sie mein Sohn während der wenigen Tage, die ich noch „zu leben habe.

„Sie liegt hier auf ihrem Bette mit dem Eindrucke

„auf ihren Zügen, als ob ihr letzter Gedanke ein Lächeln „beim Anblick von etwas Ueberirdischem gewesen sei. Ich „habe sie noch nie so schön gesehen. Wenn ich sie be„trachte, so fühle ich das Bedürfniß, an die Unsterblichkeit „zu glauben. Ich habe Sie durch sie geliebt, lieben Sie „mich um ihretwillen!“

LXI.

Die Unmöglichkeit, in der man sich gewissermaßen befindet, plötzlich an das vollkommene Verschwinden eines Wesens, welches man so sehr geliebt hat, zu glauben, ist ein seltsamer und glücklicher Umstand für die menschliche Natur. Von den um mich her verstreuten Zeugnissen ihres Todes umgeben, vermochte ich noch nicht an die ewige Trennung von ihr zu glauben.

Der Gedanke an sie, ihr Bild, ihre Züge, der Ton ihrer Stimme, die besonderen Wendungen ihrer Worte, der Zauber ihres Gesichts war mir so gegenwärtig und, so zu sagen, ohne Unterlaß mit mir so verkörpert, daß es mir war, als ob sie mir mehr als je zugegen sei, mich umhülle, zu mir

spreche, meinen Namen rufe, und daß ich, sobald ich mich erhebe, sie wiederfinden und sehen werde.

Gott legt zwischen die Gewißheit des Verlustes und das Gefühl seiner Wirklichkeit einen Zwischenraum, wie die Sinne zwischen das Beil, welches das Auge auf den Baumstamm fallen sieht, und den Schlag, den das Ohr lange nachher hört. Diese Entfernung mildert das Uebermaß des Schmerzes, indem es denselben theilt.

Eine Zeitlang, nachdem man den geliebten Gegenstand verloren, hat man ihn noch nicht gänzlich verloren, sondern lebt von der Verlängerung dieser Existenz in unserem Herzen. Man empfindet etwas, das sich mit dem vergleichen läßt, was das Auge empfindet, wenn es lange auf die untergehende Sonne geschaut hat. Wenn auch das Gestirn des Tages vom Horizonte verschwunden ist, so sind doch seine Strahlen in unsern Augen noch nicht untergegangen, sondern scheinen noch lange Zeit in unsre Seele. Nur allmählig und in dem Maße, wie sich die Eindrücke verlöschen und genauer darstellen, indem sie sich erkälten, gelangt man zum vollen Gefühle der Trennung und kann sich sagen:

„Sie ist in mir gestorben!“ denn der Tod ist nicht der Tod, sondern das Vergessen!

Ich fühlte in mir jenes Phänomen des Schmerzes während jener Nacht mit aller seiner Gewalt.

Gott wollte nicht, daß ich meinen Schmerz mit einem einzigen Zuge eintrinken solle, um nicht meine ganze Seele darin zu ertränken. Er gab mir und ließ mir lange Zeit die Täuschung und Ueberzeugung von der Gegenwart in mir, um mich und vor mir, des himmlischen Wesens, welches er mir nur auf ein Jahr gezeigt hatte, um ohne Zweifel mein ganzes Leben hindurch meine Augen und Gedanken dem Himmel zuzulenken, nachdem er sie in ihrem Frühling und ihrer Liebe zurückgerufen hatte.

Als das Licht des armen Schiffers verloschen war, verbarg ich die Briefe in meinem Busen. Ich küßte tausendmal die Dielen des Zimmers, welches die Wiege unserer Liebe gewesen und deren Grab geworden war, ergriff mein Gewehr und stürzte maschinenmäßig wie ein Wahnsinniger durch die Schluchten des Gebirges hin.

Die Nacht war düster, der Wind hatte sich erhoben. Die gegen die Uferklippen getriebenen Wellen des See's schlugen so grabesmäßig an dieselben an, ließen so menschenähnliche Laute vernehmen, daß ich mehrmals athemlos stehen blieb und mich umdrehte, wie als ob man meinen Na-

men gerufen hätte: — Ja, ich wurde gerufen, ich täuschte mich nicht, aber es war vom Himmel aus.

LXII.

Du weißt, mein Freund, wer mich am Morgen des nächsten Tages am Boden eines Abgrundes im Rhonenebel umherirren fand. Du weißt, von wem ich erhoben, gestützt, in die Arme meiner armen Mutter zurückgeführt wurde. —

. . . .

. . . .

Jetzt sind zehn Jahre verflossen, ohne eine einzige von den Erinnerungen dieses großen Jahres meiner Jugend mit sich fortreißen zu können. Nach dem Versprechen Juliens, mir vom Himmel Jemand zuzuschicken, um mich zu trösten, hat mir Gott sein Geschenk gegen ein anderes vertauscht, aber es nicht zurückgenommen.

Ich besuche oft mit Derjenigen, welche meine Hoffnung geduldig und sanft macht wie das Glück, das Thal von Chambery und den See von Aix. Wenn ich mich auf

dem Hügel von Tresserves am Fuße der Kastanienbäume, die ihr Herz gegen ihre Rinde klopfen gefühlt haben, niedersetze, wenn ich den See, die Berge, den Schnee, die Wiesen, die Bäume, die Felsgrate in einer warmen Atmosphäre schwimmen sehe, die die ganze Erde in flüssigem Ambradufte zu baden scheint, wenn ich die Blätter rauschen, die Insekten summen, die Winde seufzen und die Wellen des See's sanft an ihre Ufer mit dem Geräusch eines Seidenstoffes, der sich Falte um Falte aufrollt, anschlagen höre, wenn ich den Schatten Derjenigen, die Gott zu meiner Gefährtin bis an das Ende meiner Tage gemacht hat, neben mir auf dem Sande oder dem Grase erblicke, daß ich in mir eine Fülle empfinde, die nichts von dem Tode wünscht, und einen Frieden, der von keinem Seufzer mehr gestört wird, so glaube ich die glückliche Seele Derjenigen, die mir einst an diesen Orten erschien, von allen Punkten dieses Horizontes strahlend und unsterblich aufsteigen, mit sich allein den Himmel und die Gewässer erfüllen, in diesem Glanze leuchten, von diesem Aether durchdrungen, von diesen Feuern glühend, in diese Wellen eindringend, in diesem Murmeln athmend, in dem Hymnus des Lebens, welches mit den Kaskaden der Gletscher in die See herabstürzt, beten, loben und singen und auf dieses Thal und Diejenigen, die sich hier an sie er=

innern, gewissermaßen einen Segenswunsch ausschütten zu sehen, den man mit den Augen sieht, mit dem Ohre hört und im Herzen fühlt!

(Hier endete Raphaels Manuskript.)

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>,

Raphael Aufzeichnungen eines Zwanzigjährigen. Von A. de Lamartine

Bd.: 2

Grimma 1849

P.o.gall. 2560 s-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101074-7